

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Vermischte Erzählungen und Aufsätze]

Der Zigeunerfelsen.

Dramatische Erzählung aus alter Zeit von Ferd. Bastian.

1.

Wenn man von Schönau ausgehend den Weg einschlägt, der in ein Bergjoch hinaufführt, gelangt man an einen hohen Felsen, genannt der Zigeunerfelsen.

Um diesen Felsen webt sich eine Geschichte, die zur heutigen Zeit wenig oder gar nicht bekannt sein dürfte, denn die Begebenheit liegt mehr als vierhundert Jahre zurück.

Es wird wohl angenommen, daß dieser Felsen eine befestigte Vorburg des Wasigensteins war, jedoch urkundlich ist dies nicht bestätigt.

Kurzum, auf diesem Felsen hauste zur damaligen Zeit eine Zigeunerbande, die auf ihren nächtlichen Streifzügen den Bauern große Verluste beibrachte, besonders im Viehbestand. Kein Mensch wußte, wo sie herkamen, geschweige denn, wo sich ihr Unterschlupf befand.

Von Zeit zu Zeit tauchte ein geigenspielender Zigeunerburche in den Dörfern auf, besonders bei festlichen Begebenheiten. Dieser schwarzgelockte braune Gefelle mit den feurigen Augen und seiner jauchzenden, singenden Fiedel, bezauberte alle Zuhörer; die Mädchenherzen schlugen höher, wenn seine Fiedel ertönte, und die Bauernburchen stampften und drehten die Mädeln im Takt, daß ihre Röcke juchelten.

Hussa, so hieß der Zigeuner, gab sich sehr bescheiden. Beim Geigenspiel schaute er melancholisch in die Ferne, lächelte verträumt, wobei seine halbgeöffneten Lippen marmorweiße Zähne blicken ließen.

Beronika, die bildhübsche Tochter eines der reichsten Bauern in Wenaelsbach, namens Ullendorst, genannt der

Edbauer, hatte die feurigen Blicke, die ihr Hussa zusandte, aufgefangen, so daß ihr Blut kochend in das blondbezopfte Köpflein stieg. Von dieser Stunde an war sie behert.

Xaver, ein braver Bauernburche, dem sie vorher zugetan war, ließ sie kalten Herzens stehen, wenn er versuchte sie anzusprechen.

Plötzlich stieg ihm ein Verdacht auf, und er legte sich auf die Lauer.

Eines Abends als der nächtliche Himmel schwarze Wolken vor das Mondlicht schob, so daß die Umwelt wie in Tinte getaucht war, sah Xaver die Geliebte, wie sie eiligen Schrittes gegen den Wald lief. Xaver schlich ihr nach. Am Waldrand machte sie Halt. Hussa erwartete Beronika.

Bäuchlings rutschte Xaver in Hordnähe. Das Paar küßte sich stürmisch. Xaver's Herz trommelte gegen die Rippen. Am liebsten wäre er dem Zigeuner an den Hals gesprungen. Er tauschte auf das Gespräch. Zu seinem grenzenlosen Entsetzen erfuhr er, daß dieser Hussa der raublustigen Bande angehörte. Beronika zwang das Versprechen ab, diese Nacht in Hofhund einzusperrn, damit die Bande in den väterlichen Stall eindringen konnte.

Beronika löste sich aus den Armen des Zigeuners und eilte zurück. Xaver erhob sich lautlos, folgte den Schritten des gehakten Nebenbuhlers, um dessen Wohnstätte auszukundschaften. Plötzlich aber war Hussa in der Nähe eines Felsens verschwunden, als hätte ihn der Boden verschluckt. Enttäuscht, empört über die sündhafte Beronika machte sich Xaver auf den Heimweg, bewaffnete sich mit einem Dreschflegel und wartete in gedeckter Stellung auf das Kommando.

Es vergingen zwei, drei Stunden. Gespannt horchte Xaver auf jedes Geräusch. Täuschten sich seine Augen oder waren es Gestalten, die sich auf leichten Sohlen heranschlichen? Warum schlug der Hofhund nicht an? Vorsichtig trat Xaver aus seinem Versteck, holte mit dem Dreschflegel wuchtig aus, ein Schrei durchschnitt die nächtliche Stille, ein Körper wälzte sich am Boden, den flinke Arme aufhoben und eilends davontrugen. Xaver setzte den Gestalten nach.

Unversehens verspürte er eine Flamme, die sich in seinen rechten Arm bohrte, und der Dreschflegel glitt aus seinen Händen.

Ein Zigeuner hatte Xaver einen Dolchstich versetzt.

Die Gestalten verschwanden spurlos.

Als der Eckbauer in der Morgenfrühe aus dem Hause trat, bemerkte er vor der Stalltüre eine große Blutlache.

Der starke, scharfe Hofhund begann schweißwedelnd an ihm hochzuspringen.

Ullenhorst öffnete die Stalltüre. Die Röhre schauten großäugig, mahnend auf den Bauer, der ihnen zufrieden zunickte. Aber was hatte die Blutlache zu bedeuten? Umsichschauend entdeckte er unweit des Hoftores einen Fehz roten Tuches. Es muß diese Nacht etwas in meinem Anwesen geschehen sein, dachte der Bauer. Daß der wachsame Filag seine Pflicht vergessen hatte, blieb ihm ein Rätsel. Er hob den Fehz auf und betrachtete ihn genau. Ja, murmelte er, das ist doch ein Stück einer Leibbinde, die die Zigeuner zu tragen pflegen. „Wahrhaftig“, sagte er laut, „mein Hof sollte nächtlichen Besuch haben, der jedenfalls durch irgendwer vereitelt wurde.“

Kurz darauf erfuhr der Bauer durch Xavers Vater Näheres über die Sache. Er befuhrte sofort Xaver, der mit verbundenem Arm zu Bett lag. Xaver erzählte ihm den Hergang, verschwieg aber alles was Beronika anbetraf.

„Hast du Schmerzen, Xaver?, fragte der Bauer. Xaver nickte. „Na denn“, erwiderte der Bauer, „ich werde einen Feldscher herbeiholen. Vorläufig meinen besten Dank“. Er galoppierte auf einem leichten Wagen davon.

2.

Beronika, von Angst und Gewissensbissen gepeinigt, hegte im Anwesen herum, als wären böse Geister hinter ihr her. Die Unrast steigerte sich, besonders wenn sie an Hussa dachte, von dem vielleicht die Blutlache herrühren konnte. Schließlich lief sie, um die schwere Herzenslast zu bemeistern, auf Umwegen in den Wald, obgleich sie wissen mußte, daß ihr Beginnen keinen Sinn hatte. Wo befanden sich die Zigeuner? Das war die Frage, die ihr Herz noch mehr belastete. Insuper heim betete sie für den Geliebten, insuper bat sie Gott um Vergebung ihrer Schuld. An Xaver dachte sie nicht mehr, nur der Name Hussa, und wieder Hussa übertönte alle ihre Gefühle.

Atemholend blieb Beronika vor einer Baumgruppe stehen. Ein brauner, schwarzbehaarter Arm ergriff den ihrigen. Erschreckt schrie Beronika auf.

Ein schwarzbärtiger Zigeuner schaute sie durchdringend an. „Was suchst du hier?“ fragte er barsch.

„Ich bin die Tochter des Eckbauers aus Bengelsbach und möchte wissen, möchte...“

„Du bist Beronika. Was möchtest du wissen?“

„Ich... ich... ach habe so Angst um Hussa.“

„Hussa liegt im Sterben.“

Beronika griff nach ihrem Herzen. „Am Sterben? Führe mich zu ihm, um Gotteswillen führe mich.“

Der Zigeuner verneinte heftig.

Beronika kniete vor den Zigeuner mit flehenden Händen. „Laß mich mit ihm sterben!“

„Komm! Aber vorerst mußt du schwören.“

Beronika erhob die rechte Hand.

Der Zigeuner forderte Beronika auf ihm nachzusprechen. „Ich schwöre bei Gott und meiner Seligkeit, daß mein Mund nie und nie den Aufenthalt Hussas verrätet, ansonst meine rechte Hand bei lebendigem Leibe verdorre.“

Beronika tat es mit bebenden Lippen.

Alsdann ging der Zigeuner voraus bis zu einem hohen Felsen, an dessen Fuß bis zur mittleren Höhe Stufen in den Stein eingehauen waren.

Der Zigeuner ließ einen raubvogelähnlichen Schrei. Sachte glitt eine Strickleiter vom Felsen, an welcher der Zigeuner emporkletterte. Beronika folgte ihm klopfenden Herzens. Oben angelangt fand sie Hussa mit eingeschlagener Schädeldecke, auf Laub und Moos gebettet, regungslos liegen. Beronika stürzte ans Lager nieder und weinte bitterlich. „Hussa, Hussa, deine Beronika ist bei dir.“

Hussa öffnete mit sichtlicher Anstrengung die Augenlider und lächelte verzerrt. Ein Ruck durchzuckte schlagartig seinen Körper, dann schien es als wäre es aus mit ihm.

Die Zigeunerweiber heulten und wehklagten. Das Zigeuneroberhaupt, der Schwarzbärtige, griff beschwichtigend ein. Er war der Meinung, daß Hussa noch nicht aufzugeben sei, drängte Beronika zum Abschied und geleitete sie, nochmals an den getanen Schwur erinnernd, abwärts.

Beronika taumelte wie eine Nachtwandlerin durch den Wald.

3.

Es vergingen Tagen und Wochen. Beronika arbeitete fieberhaft in Haus und Feld, um ihr gepeinigtes Blut zu beruhigen. Manchesmal sprang sie mittenächtlich aus ihrem Bett und lauschte in die Ferne. Sie mußte immer wieder an den geplanten Raubüberfall denken, den sie dem väterlichen

Heim aus Liebe zu Hussa zugegeben hatte.

Mittlerweile aber häuften sich die Einbrüche in den Gehöften der Umgegend bis nach Ober- und Niedersteinbach, und darüber hinaus.

Die Bauern waren empört und beschlossen gemeinsam Jagd auf die Bande zu machen. Wo aber war ihr Nest? Diese Frage schwebte auf allen Zungen.

Einer aber kam den Bauern zuvor, und das war Xaver, der durch die schwere Verletzung arbeitsunfähig war, und somit die Zeit ausnutzte, durch tägliche Streifen in Feld, Wald und Felsenhöhlen. Auf einer nächtlichen Lauer erlauschte er in der Gegend des großen Felsens ein Jammergeschrei, das fernher wie Wolfsgeheul klang. Xaver suchte mit gespannten Sinnen, lief um den Felsen herum, wie ein pirschender Hund, jedoch ohne Ergebnis. Einmal hörte sich das Jammergeschrei ganz nahe an, dann wieder als ob es von einer gewissen Höhe käme. Eines war ihm klar, daß etwas in dieser Gegend nicht geheuer war. Er beschloß daher auf eine Tanne zu steigen, was ihm nicht ohne Anstrengung gelang. Die ganze Nacht verbrachte er im Schutze der Zweige. Gegen Morgen beim ersten Sonnenblick, bemerkte der Lauschende, mehrere Gestalten mit Säcken beladen, gegen den Felsen zustreben. Ein raubvogelähnlicher Schrei ertönte, dann weitlos drei schrille Pfliffe, die von unten beantwortet wurden. Nun war Xavers mühseliges Suchen belohnt. Vorsichtig verließ er das Versteck. Am gleichen Morgen berichtete Xaver dem Eckbauer das Erlebnis. Hoherfreut darüber entwickelte dieser einen Plan. „Die Kerle sollen ausgeräuchert werden“, sagte er grimmig. „Xaver, du machst unseren Bürgern bekannt, was zu geschehen hat. Meine Knechte sende ich in die Nachbarortschaften. Morgen bei Tagesgrauen sollen sich die Bauern

mit Ketten, Äxten und Sägen am großen Felsen versammeln."

4.

Zur gegebenen Stunde strömten die Bauern rachedurstig, scharenweise herbei. Sie glühten vor Eifer, ans Werk zu gehen.

Beronika wurde es schwindlig, als sie von dem Vorhaben erfuhr, eilte sprunghaft, beklemmten Herzens zum Felsen, ahmte den Vogelschrei nach, worauf die Strickleiter herunterglitt. „Rettet euch“, schrie sie verzweifelt, „die Bauern kommen“.

Raum hatte Beronika die Botschaft gebracht, als schon rings um den Felsen die Äxte Baumwunden schlugen. Sägen kreischten, und in kurzer Zeit stürzten Bäume krachend zu Boden. Mit Ketten wurden die Bäume herbeigeschleppt und um den Felsen aufgetürmt. An ein Entrinnen der Felseninsassen war nicht zu denken, denn die Bauern hätten sie mit ihren Äxten empfangen.

Brasselnd schlugen die Flammen felsenwärts, züngelten an den harzquellenden Stämmen der Tannen und Fichten empor wie feuerfressende Schlangen. Die grünen Äste verzehrten sich qualmend und Rauchsäulen stiegen am Felsen empor. Gestein löste sich und stürzte polternd in das Feuermeer, daß die Funken hochstieben.

Oben auf der Felsplatte gab es panikartige Verwirrung. Die Zigeuner rasten wie tollgewordene Tiere umher, die Weiber kreischten hysterisch auf, nur der Anführer blieb kalten Blutes, ob schon seine Gesichtsmuskeln krampfhaft zuckten, wenn neue Schwaden den Atem ab schnürten.

Neben Hussa, der blödsinnig lächelte, als handle es sich um ein unschuldiges Beleuchtungsspiel, kniete Beronika bleich, an allen Gliedern zitternd, den lieben Gott um Barmherzigkeit anrufend.

Hussa griff nach der Fiedel, versuchte zu spielen, aber seine Hände sanken kraftlos zurück, die Geige kollerte den Felsen hinunter.

Moos, Gras und Rankengeflecht begann auf dem Felsen zu brennen, die Hitze wurde zur Glut. Die Zigeuner drängten sich in die Mitte und verflammerten sich zu einem Klumpen.

Xaver, Schadenfreude im Herzen, schaute am glutwändigen Felsen empor. Ja jetzt wirst du geschmort, Hussa, du Bandit, du Mädchenräuber. So dachte er. Hätte er aber gewußt, daß gerade die, die er über alles in der Welt liebte, da oben mitverbrannt wurde, so wäre er wie wahnsinnig ins Glutmeer gesprungen.

Der qualmende Rauch und die Gluthitze nahmen den unten hantierenden Bauern beinahe den Atem. Sie wichen langsam zurück.

Aber oben auf dem Felsen begann der Tod seine Ernte.

Plötzlich packte der schwarzbärtige Zigeuner Beronika an den Hüften, und schrie ihr schweratmend ins Gesicht. „Du Ratte, du verfluchtes Weib hast uns verraten! Fort mit dir in die Flammen!“ Im Bogen slog ein Frauentkörper über den Felsen, der Körper überstürzte sich, die Röcke flatterten, der Körper fiel in das weite Ästegezeig einer Tanne, wo er hängen blieb.

Xaver sah wie gelähmt dem Fluge zu, und erkannte blitzschnell das Kleid seiner Geliebten. Er sprang herbei, die Äste wippten noch durch den Anprall, dann glitt Beronika bodenwärts, wo sie Xaver mit ausgebreiteten Armen empfing. Beide fielen durch die Wucht des Falles zu Boden.

Entsetzen malte sich in die Gesichter der umstehenden Bauern, als sie des Eckbauers Tochter erkannten. Flüche und Verwünschungen wurden gegen Beronika ausgestoßen.

Verzweifelt raufte sich Ullenhorst das ergraute Haar. Fluchend stürzte



... dann glitt Deronika bodenwärts, wo Xaver sie mit ausgebreiteten Armen empfing.

er sich, aller Sinne beraubt, auf sein Kind, um es zu erwürgen. Mit aller Kraft warf sich Xaver gegen den Wütenden.

„Hündin“, schrie der Bauer, „wie kommst du zu den Zigeunern? Ich verfluche dich! Mein Name ist zeit- lebens geschändet.“ Er spuckte seiner ohnmächtigen Tochter ins Gesicht, und rannte davon.

Die Bauern zogen in ihre Be- haufungen im Bewußtsein eine be- freiende Tat im Interesse aller getan zu haben.

Xaver stand allein bei Veronika, die kein Lebenszeichen von sich gab. Er lud sie auf seine breiten Schultern und trug sie vor das Gehöft des Eckbauern. Niemand regte sich auf seinen Anruf, alle Türen waren verschlossen. Schließlich trug Xaver das geliebte Wesen in sein Elternhaus, und bat seine Mutter, sie möge aus Barmher- zigkeit die Nachbarstochter auf- nehmen. Die Mutter hatte ein Herz. Sie pflegte Veronika, legte ihr Öl auf die Brandwunden, und flößte ihr stärkenden Trank ein.

Nach drei Tagen kam die Kranke zur Besinnung. Erstaunt schaute sie um sich. Sie begriff nicht, was mit ihr geschehen war. Als sie Xavers Mut- ter an ihrem Bett sah, weinte sie und fiel wieder in dunkle Ohnmacht.

Langsam besserte sich der Zustand, ihre verwirrten Gedanken sammelten sich zu klarem Denken. Jetzt wußte sie, daß sich eine große Mauer zwischen ihr und ihrem Vaterhaus aufgetürmt hatte. Ja, nun war sie eine Geächtete, eine Ausgestoßene, insolge der unseligen Tat. Eine Hoffnung aber, an die sie sich klammerte, war die Mutter Xavers, die mit Liebe und Sorgfalt um sie war. Veronika fühlte, daß Xaver der gute Geist war, der sie umschwebte, daß sie ihm tausend Dank schuldet, und daß sie jetzt erst die wahre, reine Liebe zu ihm erkannte.

5.

Vater Ullendorst kümmerte sich nicht um seine Tochter. Sie war für ihn aus dem Leben gestrichen.

Xavers Mutter begab sich eines Tages zum Eckbauern, um mit ihm über seine Tochter zu reden, wurde aber von den Dienftboten abge- wiesen.

Nun faßte Xaver den Mut um Für- bitte für Veronika zu erlangen. Er traf den Bauern zusammengetauert, um Jahre gealtert, im Lehnstuhl. Ullendorst hatte nicht bemerkt, daß Xaver in die Stube eingetreten war.

„Gott zum Gruß, Eckbauer“ be- gann Xaver. „Verzeiht, daß ich eure Schwelle übertrete, aber es mußte sein.“

Der Eckbauer fuhr aus seinem Brüten, und schaute Xaver mit frem- den Augen an, als wäre er ein Ge- spenst.

Xaver begann einleitend sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Ullendorst schwieg.

Schließlich dachte Xaver, es wäre besser, ohne Umschweife auf den Kern- punkt loszusteuern. „Ich begreife Eueren Schmerz, Eckbauer. Ihr seid aber trotz allem was vorgekommen ist, ein Ehrenmann. Drum seht, was Eure Tochter getan hat, geschah aus Blendwerk der Zigeuner, ja Blend- werk. Die haben Euer braves und red- liches Kind behergt. Ein Mädchen, das stets folgsam war, kann unmöglich in so kurzer Zeit seine Seele, seinen Ge- horsam ändern, bei Gott nicht, glaubt mir. Das ist auch der Sinn meiner Eltern, und aller anderen, die Euch kennen und schätzen.“

Ullendorst begann seine Hände zu Fäusten zu verkrampfen, seine Kinn- lade zitterte, dann brach er in ein Hohngelächter aus, daß es in der Stube dröhnte.

Xaver ließ sich nicht beirren. „Schaut, Eckbauer, Ihr seit jahrelang

Witwer, Ihr habt das kleine Ding groß gezogen, es ging in Eueren Händen auf wie eine Blume, Veronika liebt Euch von ganzem Herzen. Und nun da sie einen Fehl begangen hat, soll sie tot für Euch sein, einen Fehl, der auf Zauberei und Hexerei beruht. Bedenkt wohl, daß Ihr im späteren Alter keine Stütze habt, die Euch betruet. Veronika ist Euer Blut, Veronika ist Euer Kind, das Ihr niemals verleugnen könnt, selbst im Tode nicht."

Der Eckbauer schwieg immer noch, seine Züge verfinsterten sich, seine Stirne zeigte tiefe Grübelfalten, dann machte er eine wegwerfende Handbewegung, die seinen inneren Abscheu gegen seine Tochter bekunden sollte.

Xaver verschlug diese Bewegung das Wort. Eine peinliche Stille trat ein.

Ullendorfs Blick lauerte auf Xaver, als wollte er grundtief in dessen Seele tauchen. „Xaver du sprichst immer von Blendwerk und Hexerei, das ist mir dunkel und rätselhaft. Sag mir: Wie kam Veronika auf den Zigeunerfelsen. Erkläre mir das.“

Diese Frage brachte Xaver außer Fassung. Was sollte er sagen, ohne zu lügen?

„Xaver“, bat der Eckbauer, „nehme mir diese Last vom Herzen. Kannst du das?“

„Ja, Vater Ullendorfs, Veronika hat meiner Mutter alles anvertraut. Aber vorerst müßt Ihr versprechen daß..“

„Halt“ rief Ullendorfs, „rede nicht von Versprechen, ehe nicht alles klar vor meinen Augen steht.“

„Sei es denn“ begann Xaver, „Ihr habt doch schon davon gehört, daß es Menschen gibt, die Macht über andere haben durch ihre Augen, durch ihren Blick, und daß dieser Blick Unheil anrichten kann.“

Der Eckbauer nickte zustimmend.

„Dieser verderbliche Blick, der alles in seinen Bann ziehen konnte, hatte der Zigeuner Hussa; dieser Hussa hatte

es auf Veronika abgesehen, dieser Höllenknecht übte eine solche Gewalt auf Veronika aus, daß sie willenlos dessen Spuren folgte. Da er brachte es fertig, daß Veronika durch sein Geigenspiel in ihn vernarrt wurde. Habt Ihr nicht mit euren eigenen Augen gesehen, wie unsere Burschen und Mädels tollwütig tanzten, wenn er zum Tanz aufspielte? Als Veronika erfuhr, daß die Bande ausgeräuchert werden sollte, zwang sie der Bann, unter dem sie stand, auf den Felsen zu eilen, um die Bande vor ihrem Untergang zu retten. Seht, Eckbauer, das war Blendwerk, pure Hexerei. Seid Ihr jetzt überzeugt, daß Euer Tochter nicht aus eigenem Willen gehandelt hat?“

Der Eckbauer erwiderte kein Wort. Seine Gedanken schienen in einer anderen Welt herumzuschweifen.

„Hörst“, Eckbauer, wenn unser Herrgott Sündern verzeiht, so muß auch ein Vater verzeihen können. Habt Erbarmen, Vater Ullendorfs, treibt Euer Tochter nicht ins Verderben. Euer Frau würde, wenn sie noch am Leben wäre, ihr Kind in die Arme nehmen, und verzeihend ans Herz drücken.“

Ullendorfs seufzte tief; langsam sickerten Tränen über seine wetterharten Wangen. „Xaver, du bist ein guter Bursche. Aber was soll aus Veronika werden? Kein Mann wird sie freien wollen, nicht einmal der niedrigste Knecht.“

„Eckbauer, seid mir nicht böse, wenn ich frank heraus sage, daß ich schon lange Zeit Veronika liebe. Auch Veronika war mir stets zugetan, und ich weiß, daß sie mich zur Stunde noch gern hat, doch sie scheut sich mit mir darüber zu sprechen.“

Über das Gesicht des Eckbauern huschte ein friedfertiges Lächeln. Wie von einer Zentnerlast befreit, erhob er sich, straffte seine breite Brust, und

trat ganz nahe an Xaver heran.

„Xaver, ist das, was du eben gesagt hast, die reine Wahrheit?“

„Die reine Wahrheit, so wahr mir Gott helfe. Eckbauer gebt mir Euere Tochter zur Frau.“

Ullendorst faßte beide Hände Xavers. Freudentränen perlten jetzt aus seinen Augen. „Komm, Xaver, ich will mein Kind auf meinen Armen nach Hause tragen.“

Als Vater Ullendorst in die Kammer der Genesenden trat, schrie Veronika auf, und streckte ihm beide Arme entgegen. „Vater! Vater!“

Der Eckbauer strich seiner Tochter liebevoll über den blonden Scheitel. Er konnte vor Erregung nicht sprechen.

„Vater, lieber Vater, ich habe schrecklich gelitten an Leib und Seele. Verzeih meine Schandtat. Vater bin ich noch dein Kind?“

Ullendorst nickte. „Das bist du. Aber wenn du ganz gesund bist, gehörst du deinem treuen Vater.“

Ein selbiges Leuchten überglänzte Veronikas schmales Gesicht. Sie legte die Hände zum Gebet zusammen, und schaute auf ihren Vater, als wäre er ein überirdisches Wesen.

Das verlorene Paradies.

Ein heftiger Windstoß; die Türe sprang auf. Ein kalter Luftzug legte in die traulich behagliche Stube; ein Schatten schob sich zwischen die unheimlich dräuende Nacht da draußen und das friedliche Licht hier drinnen, und dann machte eine vorsichtige Hand behutsam die Türe wieder zu.

Mathias Heuriges stand auf der Schwelle, den Knotenstock in der Hand, den verwaschenen, sonnenverblichenen Filz tief in die Stirn gedrückt, mit verzotteltem Bart, unter büschigen Brauen seitlich lauerndem Blick, weniger einem Menschen gleich, als ein dem Walde entlaufenes Tier. Eine von jenen unheimlichen Gestalten, denen man auf der breiten Landstraße ausweicht, hinter denen man sich, bei anbrechender Dunkelheit, mit innerem Stoßgebet bekreuzt.

Ein Stromer, mit Gräben und Laublager vertraut! Ein Bettler, der sich bis zur nächsten Stadt durchbettelt! Vielleicht eins und das andere, vielleicht auch mehr! Wie er so dasteht, vom milden Lampenlicht umflossen, in den verwitterten Zügen jeder Muskel

gespannt, fürwahr, ein unheimlicher Gesell!

Wie kommt so einer in dies vom Dorf abgelegene Haus, wo die Großmutter Regine ganz alleine haust? Kommt herein, ohne anzuklopfen, ohne Gruß, hereingeweht vom Sturm, der mit gewaltiger Hand an dem Puppenhäuschen rüttelt.

Großmutter Regine sitzt im Ohrenstuhl; ganz nahe beim schnurrenden Kachelofen. Sie ist eben etwas eingeknickt. Es war wohl zuviel heute für ihre alten Kräfte: der Gang in die Kirche, auf den Friedhof, eine gute halbe Stunde hin und zurück. Und bis sie jedes Grab betreut und bekränzt hat, — Kinder und Kindeskinde, so wie sie der liebe Gott eins nach dem anderen zur Ruhe legte, — bis sie, die Einsame, jedes Verschollenen in Treue gedenkend, den Heimweg wieder angetreten, ist es spät geworden.

Noch den Tisch gedeckt, noch alter frommer Sitte, mit dem feinsten Linnen, dem besten Silber, ein Gedeck für jeden Verstorbenen, für jeden Verschollenen, und die alte ehrfame Frau hat sich ein Stündchen Ruhe gegönnt.

Wenn die Uhr sieben schlägt, wird sie sich an die festlich geschmückte Tafel setzen, wird aufstehen, was Küche und Keller bieten, wird die Armen, die Hungernden, weit und breit, reich bewirten. So hält sie es jedes Jahr am Allerseelentag; so hielten es ihre Eltern und Großeltern in dem abgelegenen, tannengeborgenen Vogesendorf

Ist es der kalte Luftzug, der eben hereinfegte? Ist es die fremde Gegenwart, die ihren leichten Greisenschlummer belauert? Großmutter Regine ist aufgewacht, schaut mit traumverlorenen Augen um sich, erpäht die schattengleiche Gestalt, dicht bei der Tür. Ihr kindliches Gemüt kennt keine Angst; was sollte sie noch fürchten? so nahe beim Ziel? Und was könnte sie Schlimmeres erleben, als all die Mühsal, die Trübnis, auf die sie zurückblickt? Wer einsam dem Tode entgegenaltert, der kennt keine Furcht mehr!

„Grüß Gott!“ sagt sie einfach. Sieht nicht den unheildrohenden Blick; hinter den gierigen Lippen die blitzenden Raubtierzähne.

„Habt wohl einen langen Weg hinter Euch?“

Der Andere antwortet nicht, schaut nur immer unentwegt in das verhülte Gesicht. Es leuchtet ihm daraus etwas so Bekanntes vor; was nur? Die hellen Altweiberaugen? . . . die Stimme?

„Setzt Euch einen Augenblick zu mir; es ist gleich Essenszeit“.

Und wie er zögernd näher tritt in den Lichtkreis der Lampe:

„Ihr seid kein Hiesiger, die kenn' ich alle. Habt Euch noch nie gesehen. Aber am heutigen Tage sind mir alle willkommen!“

Der Mann hat sich schwerfällig gesetzt. Ihm ist so sonderbar zu Mute! Es strömt von dieser kindlich zutraulichen Greisin, von der ganzen trauten Umgebung etwas aus, was ihn lähmt, was

den Haß, den Neid, die Raubsucht einschläfert.

Und Großmutter plaudert weiter, nach Greisenart, ohne auf die Antwort zu warten.

„Müde seht Ihr aus und hungrig; sollt hier ruhen und Euch satt essen. Am heutigen Tage sind alle Lebensmüden, alle Geschlagenen hier willkommen.“

Und wie er sie fragend ansieht: „Ist Allerseelen heute; wißt es doch? Habt die Glocken gehört; auf den Gräbern die Blumen und Lichter gesehen?“ Und flüsternd, geheimnisvoll: „Heute abend setzen sie sich alle mit mir um den gedeckten Tisch; alle die mir vorausgegangen, die dort drüben auf mich warten. Wird wohl nicht mehr lange dauern, bis ich ihnen folge. Möchte nur nicht scheiden, bevor ich die Annemarie wieder gesehen.“

„Die Annemie?“

Wie heißer seine Stimme klingt, wie rau! Aber dieser Name, in dieser Umgebung, das ist, wie wenn Tote auferstehen; das zerrt längst Vergessenes, Totaeglaubtes ans Tageslicht.

„Ja, die Annemie! Wenn Ihr die gekannt hättet! Etwas Lieberes, Sonnigeres, gab es nicht in unseren Bergen, weitauf, weitab. War mein Enkelkind, des Schimmelwirtes Einzige.“

Schimmelwirt! Annemie! Wie zentnerschwere Steine fallen diese Worte in den dumpfen Teich der Vergangenheit, entreißen dem Schlamm der Vergessenheit lockende, lichte Bilder: lachende Blauaugen, so tief wie der Berosee, eine helle Glockenstimme; in dem schlanken Spiel der Glieder, die Kraft und Herbe der heimatischen Tannen

„Zwanzig Jahre war sie alt, da geschah das Unglück. Es kam einer in die Sommerfrische, einer aus der Stadt, ein schmucker Gesell, ein Künstler, sagten sie. Der redete um die Annemie herum, tat ihr schön mit Blicken und Schwüren, und als der Sommer herum



*Heute ist er
Konstrukteur*

*Mit Ihrem Kursus bin ich bis jetzt restlos zufrieden und meine Erwartungen sind in jeder Hinsicht übertroffen. Der Aufbau Ihres Lehrstoffes macht es jedem möglich, ohne irgendwelche Vorkenntnisse sich höheres technisches Wissen und ein Mehrkönnen anzueignen. Besonders zu erwähnen ist auch noch die leichte und bequeme Zahlungsweise Ihres Studiums, die es auch den wenig Bemittelten ermöglicht, an Ihrem Kursus teilzunehmen. Einen Erfolg habe ich bis jetzt schon, nachdem ich erst 9 Briefe von Ihnen erhalten habe, zu verzeichnen. Ich bin jetzt als Konstrukteur auf dem W.K.B. meiner Firma beschäftigt. Somit spreche ich Ihnen nun meinen Dank und meine Anerkennung aus.
Kassel, 12. 8. 39.
Fuldabrücke 8.
P. Tunnhoff
(früher Kontrolleur)*

Wollen Sie ebenso vorwärts kommen

wie Tausende meiner Schüler, dann verlangen Sie das interessante Büchlein „Der neue Weg aufwärts“ kostenlos — aber schreiben Sie noch heute an

DR. ING. CHRISTIANI, KONSTANZ U 137

war, da folgte sie ihm in die Stadt, in die große Stadt, weit fort ins Ausland; folgte ihm trotz des Vaters Fluch, der Mutter Tränen, trotz meines machtlosen Bittens Wir haben sie nie wiedergesehen! Den Vater, die Mutter, brachte es ins Grab; die Augen habe ich mir ausgeweint und kann nicht sterben, bis ich von ihr gehört, bis ich sie wiedergesehen.“

Lautlos rollten die Tränen über die runzligen Wangen, hilflos, mitleidheißende Greisentränen.

Der Mann ist aufgeprungen. In seinem Innern wühlt und arbeitet es so mächtig, daß er keucht. . . .

Zwanzig Jahre ist es her, zwanzig lange Jahre! War die erste schlechte Tat seines verpfuschten Lebens. Von da an ging es abwärts, immer tiefer, immer schneller!

Die Annemie! Sein erstes, unschuldig Opfer! So leichtgläubig, so vertrauensvoll! Die Heirat hatte er ihr versprochen: sie hatte sich so kindlich gefreut, erhobenen Hauptes ins Elternhaus zurückzukehren. Die Schande, der Gram, hatten sie getötet. Ins Wasser war sie gegangen, still und ohne zu klagen, so wie sie zuletzt gelebt. Er hatte die Achseln gezuckt, die Last abgeschüttelt, hatte andere verführt, mit Tugend und Ehre gespielt, bis er seinen Meister fand, bis ein Weib ihn ins Verderben stieß, ihn zum Dieb, zum Verbrecher stempelte, ihn hinunterriß in die Abgründe, aus denen es keine Rettung mehr gibt. Ein Ausgestoßener war er geworden, ein gehektes Wild, Haß, Neid und Rache im Herzen, ein der Gerechtigkeit Entlaufener, wollte

sich in diesem abgelegenen Hause vor seinen Häschern verbergen, koste es was es wolle . . . und wäre es ein Menschenleben!

Und nun diese Einkehr, dieser Kreislauf, der ihn zurückführt an den Ort seiner ersten schlechten Tat! Kam herein mit Mordgedanken . . . und wird empfangen wie ein lieber Gast; nicht woher, nicht wohin, durste einen Augenblick lang ausruhen, die schuldbeladene Begegnung abstreifen

Die Annemie! Zum ersten Mal regt sich etwas wie Mitleid, wie Reue in seinem verhärteten Gemüte. Den Rucksack nimmt er auf, den er eben abgeworfen, drückt den Hut in die gefurchte Stirn, beugt sich nieder zur Greisin, die auf ihn einredet, ihn zurückhalten will:

„Laßt gut sein, Großmutter, muß wieder weiter. Und der Annemie gehts gut; könnt ruhig schlafen gehen, werdet sie wiedersehen!“

Spricht, öffnet die Türe, ist in der Nacht verschwunden, geht kampfesmäde seinem Geschick entgegen

Großmutter Regine hat die Hände gefaltet. Ihr kindliches Gemüt grübelt nicht, forscht nicht. Der Annemie gehts gut; sie kann sich nun getrost zur Ruhe legen.

Und die alte, lebensmüde Frau schließt die Augen. Schattengleich huschen die Erinnerungen in die trauliche, festlich geschmückte Stube.

Und während draußen in Nacht und Nebel auf den Gräbern die letzten Lichtlein verglimmen, hält der Greisin dämmernde, ewigkeitsdürstige Seele ihre letzte Allerseelenfeier.

Die Erbschaft.

Sie hatten den alten Steffen zu seiner letzten Ruhestätte begleitet. Dicht aneinander gedrängt, standen die weilsäufigen Verwandten, Vettern und Basen, in der engen Kam-

mer, in welcher der Verstorbene gehaust, warteten auf die Testamentsvorlesung. Alles reiche Bauern, die zu Hause im Überfluß schwelgten.

Der bebrillte Notarsgehilfe, — für

solche Lappalien, wie des alten Steffen Erbschaft, ging der Herr Notar nicht selber über Land! — hat das versiegelte Kuvert geöffnet, das Blatt entfaltet. Atemlose Stille allerseits; nur das Brummen einer Fliege in einem tanzenden Sonnenstrahl und ein pfeifender Atemzug hinten an der Tür, wo die Moserbäuerin mit ihrem Asthma kämpft, und wie ein eintöniges Geplätscher fällt die leiernde Stimme des Amtenden ein

Die Bauern schauen sich an, ratlos zuerst, und, wie der Text weiterläuft, mit verbissenem Grimm.

Das war doch ein regelrechter Reinfall! die ganze Sippe geht leer aus, bis auf den Hilsenbauer, dem das altertümliche Gerümpel zufällt.

Der Hilsenbauer! Alle schauen sich um; ist der Einzige, der nicht mit dabei ist. Der Armste von der ganzen Sippe, von den anderen, den Reichen, den Schwerwiegenden, nur so als Nebenbürger angesehen.

„Ist beim Ernten“, fällt eine Stimme ein. „Konnte das Getreide nicht liegen lassen. Hat's sauer notwendig.“ Bissiger Spott in der Stimme. „Werd's ihm auf dem Heimweg mitteilen; muß so wie so an seinem Acker vorbei. Wird sich mordsmäßig freuen.“

Mit Füßescharren, mit Schimpfen und Fluchen gehen sie auseinander. Ein ganz Durchtriebener, der Steffen! Kommt vor einem Jahr als gemachter Mann aus Amerika zurück, sieht sich die längst vergessene Verwandtschaft an, sitzt ein paar Tage bei diesem, ein paar Wochen bei jenem, horcht jeden aus, spricht selber nichts, ist auf jede Anzapfung taub und stumm. Und schließlich läßt er sich in der einsamen Kate am Dorfende nieder und haust da weltabgeschlossen, wie einer, der seine Geheimnisse hat.

„Ein Eigenbrödlerr!“ hießen ihn die reichen Verwandten, die ihm vieles nachsahen, manche Wahrheit, manche Grobheit, immer das erhoffte Erbe

vor Augen. Und nun ging's so aus! Hatte sie alle zum Besten gehalten.

„Kein Wunder“, schimpft der alte Mörsenbauer, der noch so manches aus alten Zeiten weiß. „Dem Hilsenbauer seine Mutter war dem Steffen sein Schatz; hat ihm aber, seiner Zeit, den Hilsenbauer vorgezogen. Deshalb wanderte er auch aus. Ihr Alten werdet Euch noch erinnern?“

„Hat uns alle angeführt mit seinem Reichtum. So ein falscher, verlogener, alter Sempel!“

Sie stehen am Kreuzweg. Der alte Mörsenbauer stapft den staubigen Feldweg weiter. Dort, am Abhang, wird gemäht; in regelmäßigen Abständen liegen die goldenen Garben nebeneinander.

Der Alte beschattet mit der Hand die sonnverbrannten Augen.

„Hoiho, Toni!“

Der fleißige Mäher hält inne.

„Was ist? Hast geerbt?“

Der Alte schüttelt wütend die Faust.

„Hat sich was, mit dem Erben!“

Der Hilsenbauer lacht sorglos in den blauen Sommertag hinein.

„Was sollte der alte Steffen auch für Reichtümer haben? Rein besessen seid ihr alle! Schade, hätte ihm gerne das letzte Geleite gegeben, aber . . .“ und seine ausoestreckte Hand weist auf die wogende Pracht.

Der Alte ist näher getreten.

„Bekommst's auch so! Bist der Alleinerbe, Hilsenbauer. Ein großartiges Erbe: des alten Steffen Hausgerümpel. Hat dir's eigenhändig und alleinig vermacht.“

Der Hilsentoni lacht.

„Kann's schon brauchen; die Kinder werden groß. Ich werde die eine leere Kammer einrichten können. Hat aber alles Zeit bis nach der Ernte.“

Spricht's, spuckt in die Hände und mäht lustig weiter.

.....
Drei Tage später hält des Hilsenbauern Leiterwagen vor des alten

Steffen Kate; Tische, Stühle, Betten, Schränke und ein altertümlicher Schreibtisch werden aufgeladen, und heim gehts über holprige Wege bis zum Hilsenhof, der etwas abseits gelegen, am anderen Ende des Dorfes steht.

Die Hilsenbäuerin, die Kinder, — sechs pausbäckige, blauäugige, flachhaarige Spröcklein, — nehmen die Ladung in Empfang. Ein geschäftiges Hin und Her, mit Lachen und Poltern, und die Möbel sind untergebracht, bis auf den Mahagonischreibtisch, ein gediegenes Stück, das so gar nicht in die Armlichkeit des Hauses passen will.

„Weißt was!“ sagt der Hilsenbauer, „den stellen wir in unsere Schlafkammer. Kannst dein Eier- und Milchgeld darin aufbewahren.“

Besagt, getan. Der Schrank wird ein wenig zur Seite gedrängt, die Betten gerückt, und ehrwürdig und etwas hochnassig steht das Erbstück mitten unter ihnen.

Wochen sind vergangen. Der Herbst hat die Abhänge mit rostrottem Laub behängt, die Früchte gereift. Im Hilsenhof hat ein jeder über der Arbeit die Erbschaft vergessen.

Und kaum gedacht, ist es Michaelis und der große Jahrmart im nächsten Flecken.

Der Hilsentoni hat sein Sach gut verkauft, kommt abends mit wohlgespikter Börse heim, durch die vielen Schoppen und Schöppchen etwas angeheitert; legt den Lederbeutel mit Stolz auf den Tisch des Hauses, fängt unverzüglich zu rechnen an: Soviel für die Steuern, soviel für die Winterfaat . . . Bis alles abgerechnet ist, wird wohl nicht viel übrig bleiben! Die Frau schaut etwas argwöhnisch um sich. Der Knecht, die Magd, sind noch im Stall, besorgen das Vieh, können aber jeden Augenblick hereinkommen.

„Weißt was, Mann, derweil legen wir das Geld in Dunkel Steffen sein Möbel; rechnen nachher fertig, wenn sie schlafen gegangen sind. Braucht's nicht jeder zu sehen, was du mit heimgebracht hast!“

Der Toni geht in die Schlafkammer, schließt aber, selber argwöhnisch geworden. Im Dämmerlicht glänzt das rötliche Mahagoniholz so geheimnisvoll, so lockend. Der Schlüssel steckt noch, wie am ersten Tag; es ist das erste Mal, seit das altertümliche Möbel aufgestellt, daß sich der Toni daran zu schaffen macht.

Mit zitternder Hand, — er hat heute manchen Halben hinuntergegossen! — dreht der Toni den Schlüssel; die Klotte springt auf, enthüllt: all die Fächer und Fächerchen und Schubladen, die so regelmäßig neben- und übereinander liegen.

Der Toni zieht aufs geradewohl eine Schublade auf. Hat er zu feste gezogen? Sie springt ihm aus der Hand, fällt krachend zu Boden. Aber was ist das? In der Öffnung, die nun frei geworden, glitzert und funkelt es, und wie der Toni hineingreift, klirrt es metallern mit leisem, singendem Klang.

„Gold! wahrhaftiger Gott, Gold!“

Der Toni will schreien, aber die Kehle ist ihm wie zugeschnürt. Er kann es nur flüstern und mit den Händen wieder und immer wieder in die gleichende Pracht fassen.

Und dann springt er zur Tür, reißt sie auf: „Frau, Frau!“ Es ist etwas in seiner Stimme, das die Hilsenbäuerin aufhorchen läßt; sie jagt wie ein Wirbelwind in die Kammer.

Beide stehen vor dem geöffneten Möbel, und der Toni sagt ein über das andere Mal: „Ich hab' mich doch nicht versehen, Mutter? Ich hab' doch nicht einen sitzen und sehe Gespenster am hellen Tag?“

Die Hilsenbäuerin ist eine ruhige,



Zuverlässige Back-Rezepte

braucht jede Hausfrau, um sparsam in den Zutaten und doch erfolgreich backen zu können.

Verlangen Sie das neueste Backrezeptblatt kostenlos von

Dr. August Oetker
Bielefeld



Dr. Oetker Puddingpulver helfen sparen und Genuß bereiten!

besonnene Frau. Sie schließt den Schreibtisch ab, steckt den Schlüssel in die Tasche, und wie sie später so gelassen am Tisch sitzt und Kindern und Gesinde das Nachtmahl vorsetzt, würde keiner ahnen, wie es hinter der glatten Stirne arbeitet.

Aber nachher, als alles zur Ruhe gegangen, haben sie beide, Mann und Frau, hinter geschlossenen Läden und Türen, den Schatz gehoben. Haben gerechnet und gezählt die ganze lange Nacht: Goldstücke und Geldpapier und Wertscheine, ein ganzes Vermögen, soviel, daß sie bis an ihr Lebensende der Sorge enthoben.

„Der Steffen! Wer hätte das gedacht? Und gerade mir! Warum wohl?“

Als hätte das Schicksal nur auf diese Frage oewartet, lag ganz zu unterst ein versiegelter Brief, darauf des Hilsenbauern Name. In großen, ungelenten Buchstaben stand da geschrie-

ben: „Von allen, die um mich herum-schmeichelten, bist du, Toni, der einzige, der es aufrichtig meinte. Hast mir nicht schön getan und um den Mund geredet, weil du auf eine Erbschaft hofftest. Dir war der arme Steffen so gut wie der reiche. Und, Toni, hätte die Annelies, deine Mutter, mich genommen anstatt den Hilsenbauer, hättest schließlich mein Sohn werden können!“

So war der alte Steffen über das Grab hinaus ein Sonderling geblieben, und weil er es war, ist aus dem armen Hilsentoni der reiche Hilsenbauer geworden.



Wie Hans zum Dichter wurde.

Hans Kaster dachte hauptsächlich an sich selber, und sein eigenes Ich war ihm der Mittelpunkt des Weltalls. Für diese, übrigens nicht außergewöhnliche Denkungsweise, hatte er einen triftigen Grund. Es schwebte ihm nämlich gewissermaßen fortwährend die Todesgefahr über dem Haupt. In seiner Familie hatte die Schwindsucht beängstigend aufgeräumt, zwei ältere Brüder waren der furchtbaren Krankheit zum Opfer gefallen, und er, der späte Nachzügler, war das Sorgenkind von Eltern gewesen, die den Krankheitskeim auf ihre Nachkommen vererbt hatten und selber bald dem Leiden erlagen. Da war er von klein auf gewöhnt, fortwährend auf sich selber zu achten, an Symptomen seines Befindens zu studieren und jedes äußere Vorkommnis auf sich zu beziehen, ob und inwieweit es ihm schädlich oder bekömmlich sei.

Da er reich und hochbegabt war und aus Gesundheitsrücksichten keinen Beruf ergreifen durfte, machte es sich beinahe von selbst, daß er bei diesem eigen Selbstbeobachten zum Dichter wurde. Und zwar war er als Dichter genau so im Zivilzustand, wenn man die Zeiten, während deren er keine Verse schrieb, so bezeichnen darf. Tadellos fein geschliffene Verse entstanden unter seiner sorgfältig feilen Hand. Nun ja, er „hatte es ja“, konnte auf Stimmung warten und brauchte nicht um Brot zu schreiben. Diese Verse waren gerade so tadellos fein, wie sein eigenes Äußere und Benehmen, oder wie seine Sammlung von seltenen Goldschmiedearbeiten. Sie waren gerade so leblos. Es glitzerte und funkelte darin von wohl-abgewogenen Worten, und die Gefühle, die mit diesen Worten ausgedrückt werden sollten, waren zu

spinnwebartigen, etwas müden Regungen und Seelenanwandlungen kristallisiert, die gewissermaßen den notwendigen Juwelenschmuck des Goldschmiedewerkes darstellten, jene farbigen Lichtpunkte, die den Metallglanz heben sollten. Vom Leben aber hatten sie wenig an sich. Hans kannte keine heißblütigen Leidenschaften, oder wollte sie nicht kennen, da ihm jede Aufregung ärztlich verboten war.

Um ehrlich zu sein, mußte er auch sagen, daß ihm diese angekünzelte Ruhe mit dem leisen Hauche von müder Skepsis recht sympathisch war. Erstlich stand sie ihm gut, paßte zu dem Typ des korrekten, vornehmen Mannes, den er darstellen wollte, und zweitens hatte er sich wirklich auch noch nie im Leben über irgend etwas sonderlich aufgeregt. Es war ihm nie etwas sehr Glückliches oder sehr Trauriges nahegetreten. Des Todes seiner Brüder konnte er sich kaum erinnern, und seine Eltern waren ihm zeitlebens so fremd geblieben, daß ihn deren Verlust nicht sehr hart traf. In rührender Angst und Sorgfalt hatten sie ihn geflissentlich von sich weg gehalten, nachdem ihr Leiden sich erklärte. Er war immerfort auf Reisen, den Winter an der Riviera, den Sommer im Hochgebirge, unter Leitung eines umsichtigen Hauslehrers, von einer sorgenden Tante und einem ganzen Stab an Dienerschaft gepflegt. Da waren ihm alle Familienbände fremd. Immer war nur von ihm die Rede gewesen und von seinem Gesundheitszustand, und dabei war seinem früh erwachten Kunstsinne jede denkbare Nahrung gegeben worden. Nach Wunsch der Eltern sollte dem von Krankheit Bedrohten, vom Leiden Gezeichneten ein Kunstparadies geschaffen werden, um ihn durch die Be-



... Er erschrock, denn aus ihren Blicken schaute ihn eine fragende Seele an.

schäftigung mit der Schönheit für eine Entfagung zu trösten, die ihm in anderer Beziehung auferlegt war.

So hatte sich allmählich ein Schein-dasein bei ihm ausgebildet, das vom wirklichen Menschenleben so verschieden war, wie seine Verse von einem Liede Goethes.

Es schien übrigens, als ob die aufgewandte Sorgfalt sich lohne, denn er kräftigte sich mit den Jahren und war schon achtundzwanzig, ohne daß sich beängstigende Symptome zeigten. Da verschlimmerte sich sein Katarth plötzlich derart, daß die alte Sorge wieder aufwachte und ihm von den Ärzten eine Lustveränderung dringend empfohlen wurde. Er wohnte jetzt in der Hauptstadt, wo er sich ein entzückendes Kunstheim gegründet hatte, dessen Haushalt die alte, treue Tante noch führte. Nun floh er schleunigst aufs Land, wie schlichte, gewöhnliche Leute. Er hatte plötzlich Verlangen nach Einfachheit, alle modernen Kurorte widerten ihn an, er sehnte sich nach Tannenduft und Waldesatem, nach Heugeruch und stillen Wiesentälern; mit einem Wort, er wollte schlichte Natur. Er drückte diese Sehnsucht auch in einem feinen, klingenden Sonnett aus, an dem er acht Tage lang feilte und besserte. Und dann reiste er nach dem Ort, den ihm ein Bekannter empfohlen hatte, und fand ihn ganz seinen Wünschen entsprechend.

So kam er in den weltvergeffenen Waldwinkel, wo Annemarie Hauser lebte, und machte die Bekanntschaft dieses jungen Mädchens.

Annemarie Hauser war gerade das Gegenteil von Hans Kaster. Fröhlich und gesund, wie die Luft ihrer Heimat, war sie von so anmutiger Natürlichkeit, daß der Dichter sie kaum zu jener Gattung von Lebewesen zu rechnen wagte, die er bis jetzt als weiblichen Geschlechts anzusehen gewohnt war. Er hatte eigentlich gedacht, so etwas gäbe es nicht. Und hatte jeden leisen Traum

in dieser Beziehung, der sich doch manchmal bei ihm einstellte, als Unmöglichkeit verspottet und verlacht. Und nun war der Traum doch Wahrheit geworden.

Er konnte ungehindert mit Annemarie verkehren, denn er wohnte im Hause ihrer Mutter. Frau Hauser war Witwe und nahm Kurgäste, um ihrem Sohn das Kunststudium zu ermöglichen, und eben durch diesen Sohn war Hans Kaster zu dem Landaufenthalt gekommen, da er im Kunstverein zwei reizende Aquarellblätter sah und kaufte, die der junge Maler von seiner Heimat gemalt hatte. Wenn Hans einmal aus seinem Ichtraum erwachte, konnte er gütig sein. Er suchte den Künstler auf, interessierte sich für ihn, verschaffte ihm Empfehlungen und wurde von ihm seinerseits an die Mutter empfohlen, die den Freund des Sohnes gastlich aufnahm. Hans hatte alle verfügbaren Zimmer des Hauses gemietet, erstlich um keine Mitbewohner zu haben, die ihm unsympathisch sein könnten, und dann, um sich auf die Dauer des Aufenthaltes, der auf Monate berechnet war, ein behagliches Heim zu schaffen.

Um sich vollkommen wohl darin zu fühlen, ließ er sich von zu Hause einige Möbel und Kunstgegenstände schicken. Annemarie half ihm beim Auspacken und Einrichten und bei dieser Gelegenheit wurde er auf sie aufmerksam. Sie entwickelte ein naives und doch seines Verständnis für schöne Kunst Dinge, das ihn überraschte. Er entdeckte im Gespräch darauf hin, daß sie gebildeter war, als er dachte. Ein alter, wunderlicher Onkel von ihr, der Bibliothekar eines Fürsten, hatte sie in vielem unterrichtet und ihren Geist mit vielem bekannt gemacht. Doch das machte dem Dichter nicht so viel Eindruck, da er gewohnt war, mit Frauen zu verkehren, die studiert hatten. Ja, es hätte ihn vielleicht eher abgeschreckt, wenn es ihm nicht die angenehme Mög-

lichkeit geboten hätte, im Gespräch mit Annemarie all seine gewohnten Geistesprünge zu machen, ohne lange Erklärungen beifügen zu müssen.

An ihrem Wissen lag es also nicht, daß er sie so innig zu lieben begann. Auch nicht einmal an ihrer Schönheit. Nein, es lag an ihrer Seele, die so ganz rein, so ganz treu, so ganz unbewußt des eigenen Wertes war. Annemarie stand unter anderen Menschen, wie eine Blume unter Gräsern, die nicht ahnt, daß sie allein blüht und duftet, während das andere nur gewöhnliches Halmzeug ist. Und das war so hinreichend an ihr.

Wie wohl tat Hans auch das Leben in dem altmodischen, rosenumsponnenen Haus, das, in baumreichem Garten gebettet, eine Strecke allein und für sich vor dem Dorfe lag. Annemaries Großvater hatte es sich ursprünglich als Landsitz gebaut, nun beherbergte es Sommer und Winter die Familie. Hans, der nie ein wahres Familienleben gekannt hatte, wurde von eigentümlichen Gefühlen bestürmt, als nun Woche um Woche verging und er nicht allein war, sondern mit Menschen zusammenlebte, die ihn als zugehörig behandelten. Oft, wenn er mit Annemarie und der gütigen, starblickenden Mutter in heiterem Gespräch beisammen saß, dann überkam ihn das Gefühl vollständigen Zuhauseins. Ihm war, als hätte er schon als Knabe an diesem großen, runden Tisch gesessen und an Winterabenden im Robinson gelesen, indessen im Kachelofen die Apfel brieten, daß ihr Duft das ganze Zimmer erfüllte. Und er meinte dann, in leuchtenden Sommertagen mit Annemarie, die noch kurze Röckchen trug, Hand in Hand durch die Wiesen gelaufen zu sein oder in den Wäldern Erdbeeren gesammelt zu haben.

Hans wagte nicht, sich über seine Gefühle zu Annemarie genaue Rechenschaft zu geben. Er wollte zum ersten

Mal in seinem Leben seine eigenen Gefühle nicht zergliedern und analysieren, er fühlte nur, daß Annemarie in diesen goldenen Tagen zu ihm gehörte, wie die Luft, die er atmete, und er wollte sich daran erfreuen, wie man sich an Sonnenschein und blauer Luft freut, ohne weiteres Grübeln. Zu seinen Sommerfreuden gehörte auch, daß er hie und da, wenn es ihm besonders wohl mit der Gesundheit ging, einen kleinen Ausflug machte, wobei Frau Hauser ihm Annemarie unbedenklich mitgab, wie man eine junge Schwester dem älteren Bruder anvertraut. Sie befahlen sich da nun alles Schöne und Merkwürdige, was in der Gegend zu sehen war, alle Schlösser und Burgruinen, alle malerischen und poetischen Ecken und Winkelchen dieses anmutigen Erdenfleckens besuchten sie gemeinschaftlich und wurden immer vertrauter und intimer dabei.

Wie mußte Hans lächeln, als sie einmal die Treibhäuser eines benachbarten Fürstenschlosses ansahen und Annemarie über einen blühenden Gardeniastrauch sich entsetzte. „Das sind unheimliche Blüten“, sagte sie, „so bleich, so krank, so schwül, man könnte meinen die Seelen von toten Bräuten seien hineingebannt.“ Hans fand diese Idee so gut, daß er ein Gedicht darüber machte, in dem die Verse sein geschliffen waren, wie Brillanten. Er las sie Annemarie vor, aber sie sagte nichts dazu. Sie sagte überhaupt sehr wenig zu seinen Versen, und das war das einzige, das er an ihr zu tadeln hatte, wenn er sich nicht damit geholfen hätte zu denken, sie sei noch zu jung, um die volle Reife und Schwermut seiner Poesie zu begreifen. Denn er hielt sich natürlich, wie alle die Verse machen, für einen guten Dichter...

Und dann kam jene Fahrt nach dem alten Wallfahrtskirchlein, die sein Leben so ganz verändert.

Er und Annemarie fuhren an einem herrlichen Morgen mit dem

Lokalbähnchen in sonnenbeschiedene Berge hinein, deren sanftgeschwungene Lehnen mit grünsamtenen Wäldern bekleidet waren, die zu stillen Tälern hinabgingen. Die beiden jungen Leute standen während der Fahrt draußen auf der Plattform ihres Wagens und ließen sich in langsam wiegender Fahrt über allerlei nickende Feldblumen hinwegtragen, die zwischen den wenig benutzten Gleisen wuchsen. Der Himmel über ihnen war so blauleuchtend in seiner Sommerpracht, und Annemarie sang halblaut: „O Sonnenschein, o Sonnenschein, was scheinst du mir ins Herz hinein“. Hans hätte gern mitgesungen, aber konnte nicht. Er hustete jetzt so häufig und war so oft heiser. Lieber ließ er sich von seiner Gefährtin etwas erzählen, ihre Stimme war beim Sprechen gerade so wohlklingend wie beim Singen. Annemarie berichtete ihm nun vom Ziel ihres Ausfluges. In grauer Vorzeit erbaut, sollte die Kapelle den Ort kennzeichnen, wo die ersten christlichen Sendboten gepredigt und gewirkt hatten. Noch war ein tiefgemauerter, teichähnlicher Wasserbehälter dort zu sehen, in den sich die sogenannte heilige Quelle ergoß, die nachher als Bächlein durchs Tal weiterrieselte. Dort sollten, der Legende nach, die trotzigen Fürsten ihre Häupter dem Kreuz gebeugt haben und in die geweihten Fluten des Taufbades eingetaucht worden sein, im Namen des dreieinigen Gottes. Die Landbevölkerung schrieb diesem Wasser besondere Heilkräfte zu, und viele Augenleidende badeten ihre kranken Augen darin, wenn die Prozessionen nach dem stillen Kirchlein zogen.

Für gewöhnlich aber war alles im heiligen Tale so ausgestorben und menschenleer, wie heute, als Hans und Annemarie ihr Lokalbähnchen verließen und von der Haltestelle des benachbarten Dörfleins aus seinen Frieden betraten. Ein gewundener Fußpfad, an dem Obstbäume standen,

führte durch die Wiesen des Talgrundes. Von Zeit zu Zeit tauchte daran eine der Miniaturkapellen der vierzehn Leidensstationen auf, die gewissermaßen die Einleitung zum Besuch des Kirchleins machten, das ferne in vollendeter Einsamkeit, mit dem kleinen Küsterhaus daneben, im Sonnenschein glänzte.

Es war heiß heute morgen. Die glühende, brütende Stille des Hochsommer-Vormittags lastete auf der ganzen Natur.

Kein Laut war hörbar als das Zirpen der Grillen. Bronzeschillernde Falter spielten um die Blumen der sonnenheißen Wiesen, denen ein aromatischer Duft entstieg. Sachte, sachte, murmelte das heilige Bächlein durch den grünen, buntgestickten Rasenteppich. In tiefer, dunkler Ruhe bekrönten die Buchenwälder alle sanftgeschwungenen Höhen, deren Arme das Tal in liebenden Schutz umfaßten.

Die beiden Wanderer waren fröhlich wie Kinder. Annemarie sang ein Lied nach dem anderen, Hans hatte seinen Kodak in Bereitschaft und machte Aufnahmen von allem, das ihm gefiel, wobei seine Begleiterin stets als Staffage der Landschaft dienen mußte. Dann half er ihr einen Riesenstrauß von Wiesenblumen zu binden, war er doch so glücklich, so selig, mit einem ganz einfachen menschlichen Glück, das er durchaus nicht in zierliche Verse zu bringen gewußt hätte, wenn man ihn auch darum gebeten hätte.

Endlich waren sie am Kirchlein angekommen, das vertrauensvoll seine Pforte weit geöffnet hatte. Sie betrachteten sich die kunderbunten verschnörkelten Altäre, die im Grunde schlecht zum romanischen Stil des Gebäudes paßten und doch wieder nicht störten, in ihrer treuherzigen Naivität, mit ihrer Überladenheit an drolligen und rührenden Botenbildern und Sprüchen: Die Luft im Kirchlein war schwer und kühl, ein immerwährender

Duft von Wachskerzen und Weihrauch schien darin zu liegen. Hans begann zu frösteln, und seine Begleiterin zog ihn mit hastiger Sorgfalt hinaus in die sonnige Glut des Tageslichtes. Dort betrachteten sie das Taufbecken und stiegen auf verschlossenen, ausgetretenen Stufen zu seiner stillen, unbewegten Flut hinunter, tauchten die Hände hinein und benetzten die Augen mit dem heilbringenden Wasser. Dann rasteten sie auf den weichen Rasenbänken des Naturamphitheaters, in dessen Mitte sich eine uralte, steinerne Kanzel erhob, von einem Ulmenbaum beschattet. Von dort her tönte an Feiertagen die Festpredigt auf die hingelagerte Schar der Andächtigen herunter. Heute zwitscherten ein paar Vöglein, deren Nest oben im Baume war, auf dem steinernen Kanzelbord.

Endlich rissen sich Hans und Annemarie aus dem wonnigen Hinträumen an dieser Stätte los und gingen ins Küsterhaus hinein, um zu sehen, ob sie ein Mittagessen bekommen könnten.

Das Haus war ebenso weit offen wie die Kirche, und ebenso leer. Seine sämtlichen Bewohner waren auf dem Feld, droben am Berg. Nur eine Kaze lief den Eintretenden aus der steingepflasterten Küche entgegen, und der angekettete Hofhund bellte so laut und eindringlich, daß die Küsterfrau aufmerksam wurde und eiligen Laufes den Berg herunter kam, wobei ihr weißes Kopftuch wie ein Fähnlein wehte. Als sie das Begehren der Fremden vernahm, führte sie ihre Gäste in ein Zimmerchen, trug ihnen Milch auf, schnitt große Scheiben duftenden Schwarzbrottes auf einen Teller, brachte Butter herzu und fragte, ob sie einen Eierkuchen backen sollte. Das wollte Annemarie selber tun. Sie erbat sich das Notwendige dafür, und die Frau ging beruhigt an ihre Arbeit zurück, nachdem sie versprochen hatte, ihren Gästen das Mariele zu Hilfe zu senden. Mariele erschien in kürzester

Zeit und legte rasch seine Befangenheit ab, als es freundliche Gesichter sah. Es erzählte, daß es zwölf Jahre alt sei und ein verwaistes Geschwisterkind der Frau wäre, die es um Gotteswillen angenommen hätte. Es war aber zufrieden mit seinem Los und erklärte: „Ich habe es gut bei der Tante, zu der ich alleweil Mutter sag.“

Nun wurde es recht lustig in der verräucherten Küche. Hans wollte helfen und hinderte die beiden Köchinnen nur, was endloses Gelächter zur Folge hatte; man setzte ihn endlich, um ihn unschädlich zu machen, an die Aufgabe den Kopfsalat zu verlesen, und er nahm diese Arbeit mit einer Gewissenhaftigkeit vor, als handelte es sich um das komplizierteste Versmaß und die verzwicktesten Reime.

Endlich war das Festmahl fertig, an dem das Kind auch teilnehmen durfte, was es sich nicht zweimal sagen ließ, und es dünkte dem Dichter, als habe er noch nie so köstliche Gerichte verpeißt, als den Salat, an dem er geholfen hatte, und die Eierkuchen, die seine Annemarie gebacken hatte. Als Getränk gab es dazu einen leichten Apfelwein, der ihm gar nicht sauer vorkam, sondern förmlich süß. Es war überhaupt so eine Art von Göttermahl, bei dem der Feldblumenstrauß mitten auf dem Tische stand und die Vöglein vor den offenen Fenstern zwitscherten und alles in eitel Sonnengold und Freude gebadet war. Nach dem Essen wurde Hans streng befohlen, sich auszuruhen. Er zog es vor, die Siesta draußen im Schatten der Bäume zu halten, während die beiden Mädchen drinnen das Geschirr wuschen. Annemarie wollte sich nachher ebenfalls auf ein Stündchen hinlegen.

„Legen Sie sich auf die Halde, hinterm Kapellchen, da muß man Obacht auf seine Träume geben“, kicherte das Mariele. „Was einer dort träumt, wird wahr.“

Der junge Mann befolgte den Rat,

weniger aus Neugier in Bezug auf die Träume, als weil ihm die Halbe ein sehr behagliches Ruheplätzchen auf dem sonnendurchwärmten Grafe bot, über das die Schatten der Blätterkronen spielten, und streckte sich lange darauf aus.

Es war ihm ungemein wohl zu Mut. So wohl wie noch nie. Er konnte nicht schlafen, aber das begehrte er auch nicht, er ließ seine Gedanken so im Halbschlummer herumtanzen und gleiten, von einem zum andern, lauter unzusammenhängende, freundliche Bilderformen, ohne sich Rechenschaft zu geben, was es eigentlich war. Und dabei sah er mit seinen blinzelnden Augen dazwischen immer auf das Bild der Gottesmutter, mit dem Jesuskindlein, das auf der Außenseite des Kirchleins in verblaßten Farben auf die Wand gemalt war. So lieb sah die Jungfrau drein, so gut, so rein... ganz wie Annemarie dachte er unwillkürlich, und dann fiel ihm ein, woher es kam, wußte er nicht, daß Annemarie auch einmal mit einem Kindlein auf dem Schoß dazwischen könne, wenn sie verheiratet sei.

Annemarie und heiraten? Warum fiel ihm das jetzt gerade ein? Warum hatte er nicht früher daran gedacht, daß sie das Los der meisten Frauen teilen könne und einen Gatten finden, der sie dem Heim und der Mutter entführe und ihm, der sie doch notwendig zu seinem Leben brauchte. Ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, obwohl es so heiß war, und er setzte sich jählings auf. In diesem Augenblick huschte das Mariele vorüber, das den Leuten auf dem Felde Kaffee bringen wollte.

„O je, haben der Herr böse geträumt?“ sagte sie bedauernd, als sie Hansens aufgeregtes Gesicht erblickte. „Legen Sie sich mal auf die andere Seite, und versuchen Sie's noch einmal. Dann träumen Sie gewiß von Ihrer Braut, die ist so lieb.“ Damit ließ das

Mädel lachend fort, so schnell, daß seine nackten Füße auf dem harten Pfade klatschten. Hans bekam aber nun vollends das Fieber.

Seine Braut! Woher hatte das Bauernding nur den Gedanken, Annemarie so zu nennen? Es kam ihm wohl aus dem Herzen, denn aller Ewastöchter Sinn steht aufs Heiraten von früh an. Ein Glück, daß sie mit ihren Vermutungen nicht vorhin laut geworden war, das hätte eine schöne Geschichte gegeben.

Seine Braut! Hans wollte zuerst lachen, und dann wurde es ihm nach etwas ganz anderem zu Mute. Seine Braut... Ja, wenn er Annemarie diesen Titel geben dürfte, dann brauchte er nicht bang zu sein, daß sie ihm genommen würde, und dann... dem einsamen, von Jugend auf einsamen Menschen stiegen plötzlich die Bilder eines wunderbaren Paradieses in der Seele auf. Ein irdisches Eden... er hatte ja die Mittel dazu, um einen Märchenraum wahr zu machen, und mitten in dem Märchen drin: Annemarie und er. Auf immer beieinander, auf ewig eins.

Es fieberte ihn so, daß er trotz der Mittagshitze plötzlich fror und ihm die Zähne aufeinander schlugen. Und dann kam ein böser Husten, und er hatte einen harten Anfall... als es vorüber war, lehnte er sich erschöpft in das warme Gras zurück und blickte starr auf sein Taschentuch, das er vorhin an den Mund gepreßt hatte. Einige Tropfen roten Blutes waren auf der weißen Leinwand. Nur ein paar Tropfen! Und sie richteten doch die Scheidewand zwischen ihm und Annemarie auf, sie schlugen grausam die Türen des Paradieses zu, die sich vorhin auf eine Sekunde vor seinem schwindelnden Blick geöffnet hatten.

Er war ja ein vom Tode Gezeichneter, ein Kranker. Wie oft hatte ihm der alte Sanitätsrat, der Freund seines Vaters, gesagt: „Lieber Hans, hören

Sie auf mich und nehmen Sie kein Weib. Die Ehe ist für Sie ein Verbrechen. Ein Verbrechen gegen Ihr Weib und die kommende Generation.“ Hans hatte immer müde gelächelt, wenn der derbe alte Herr so unumwunden seine Meinung sagte. Er und heiraten. Er dachte nicht daran. War viel zu bequem dazu. Und nun? . . .

Aber was waren das für törichte Gedanken? Wie kam er auf all das? Nur durch ein gemaltes Madonnenbild und die dumme Rede eines vorwitzigen Kindes. Es war ja keiner da, der ihm Annemarie entführen wollte, das brüderliche Verhältnis zu ihr konnte immer so fort dauern, sie empfand für ihn wie eine Schwester, er mußte alle Anwandlungen anderer Art zurückdämmen und alles, was er soeben geträumt und gewünscht hatte, sollte weggeweht sein, wie der Flaum jener Distelblüte, an die sein Rock eben streifte.

Sichtlich erleichtert durch diesen Entschluß erhob sich Hans von seinem Graslager, denn die Uhr des Kirchleins schlug eben drei. Mit weithin schallendem Tone ging die Botschaft von der entfliehenden Zeit durch die unbewegte Luft des Nachmittags. Schon drei Uhr. Nach fünf Uhr ging der Zug, den sie zur Rückfahrt benutzen sollten, sie beabsichtigten durch den Wald nach der Haltestelle zu gehen, das war ziemlich weit. Deshalb mußte man jetzt aufbrechen.

Hans stieg zum Taufbecken hinunter und kühlte sein heißes Gesicht, seine brennenden Augen mit dem wundertätigen Wasser. Vielleicht hilfts auch gegen Herzweh, murmelte er träumerisch dabei und wußte kaum, was er sagte. Dann ging er ins Haus, um Annemarie zu suchen. Er wollte ihr so unbefangen wie möglich entgegen treten. Das Geschwisterverhältnis, das sich bis zum gegenseitigen „Du“ erstreckte, sollte in nichts gestört werden,

weil er heiße Sommerträume gehabt hatte.

Zuerst fand er Annemarie nicht. Sie war weder im Fremdenzimmer, noch in der Küche. Das Haus war totenstill, wie verzaubert, man hörte das Schnurren und Spinnen der Kaze, die am Herde lag. „Annemarie“, rief Hans halblaut, er scheute sich beinahe, diese Stille zu unterbrechen. Es kam keine Antwort. Da blickte er noch einmal ins Gastzimmer und gewahrte, daß eine angelehnte Tür in ein zweites Gemach führte. Er zog sie leise auf und schaute hinein.

Es war die „gute Stube“ der Küstersleute, die er sah. Heiligenbilder hingen an den grellbunt tapezierten Wänden. Ein Strauß von künstlichen Blumen stand auf der Kommode, die außerdem noch verschiedene Porzellantassen trug und mit einer gehäkelten Decke überhängt war.

Auf dem hochbeinigen, harten Sofa lag Annemarie und schlief, von Hitze und Müdigkeit überwältigt.

Wie schön war sie in ihrem Kinderschlaf. Eine ihrer dunklen Flechten war herabgesunken und lag über ihrer Schulter, ihre Hände ruhten gefaltet ineinander. Hans trank ihre Anmut mit Blicken, indessen er unbewusst im Rahmen der Türe stehen blieb. Ansehen durfte er sie doch. Seine Liebe in die Augen legen, mit denen er sie zärtlich umsing, ohne daß sie es wußte. Diese Freude wollte er haben.

Und wie er so stand und auf das Mädchen blickte, gewahrte Hans, daß er ein anderer Mensch geworden war als früher. Daß er jemand lieber hatte als sich selbst. Daß ihm eigenes Leid klein vorkam gegen das Wohl und Glück der Geliebten, daß er nicht fragte: Was frommt mir? Sondern: Was frommt ihr, die ich so sehr liebe.

Und sieh. Plötzlich begannen Annemaries Wimpern zu zittern, ein tiefes Rot stieg in ihre Wangen. Sie war unter seinem Blick erwacht und ge-

traute sich nicht, sich zu rühren vor Befangenheit. „Annemarie“, kam's ihm unwillkürlich über die Lippen.

Sie schlug die Augen auf, richtete sich zur Höhe und sah ihn an. Er erschrock, denn aus ihren Blicken schaute ihn eine fragende Seele an, die auf das entscheidende Wort von ihm harrete. Also doch...? Und es durfte nicht sein.

Hans kratzte seine Finger so hart in das Holz des Türpfostens, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervor-drang. Aber er blieb fest. Seine Liebe war jetzt größer, als seine Leidenschaft. Anstatt das geliebte Mädchen an sich zu reißen, sie mit Küssen zu ersticken, all seine Gefühle herauszujubeln, nahm er eine gleichgültige Miene an. „Wir müssen fort, es ist Zeit zum gehen“, sagte er kurz und rauh und erkannte seine eigene Stimme nicht. Dann wandte er sich hastig und stürmte hinweg, um seine Selbstbeherrschung nicht zu verlieren. Er sah nur noch im Forteil, daß alles Licht und aller Schimmer in Annemarie's Zügen jäh verglommen und ihr Mund sich in heißem Schmerz verzog...

Später kam sie ganz ruhig heraus zu ihm in die Küche, wo er saß und sich zwang, eine Tasse Kaffee zu trinken, die ihm die Küsterfrau gemacht hatte, die inzwischen vom Feld zurückgekehrt war. Annemarie trank auch eine Tasse und plauderte gelegentlich mit der Frau dabei, ohne ihren Begleiter anzusehen oder mit ihm zu reden.

Endlich als er nach der Uhr sah und sich erhob, sagte sie kurz und fremd: „Ich bin bereit zum Gehen“, und setzte ihren Hut auf, während er seine Photographiegeräte nahm. Die Küsterfrau holte eifertig den Feldblumenstrauß aus dem Gastzimmer. „Den dürfen sie nicht vergessen, sie haben ihn mit viel Mühe gepflückt.“ Das

Mädchen lächelte sonderbar, als es die Blumen sah, nahm sie aber doch mit.

Und nun wandelten die beide wieder auf dem Pfade, den sie heute morgen, mit Singen und Lachen gegangen waren. Jetzt sahen sie sich nicht an und redeten nicht miteinander. Hans ging mit Anstrengung. Sein geistiges und körperliches Leid drückte ihn fast nieder. Aber es war ihm ganz lieb, daß er soviel husten mußte. Er dachte stets: Ich bin krank, ich darf Annemarie nicht an mich fesseln. Er beobachtete dabei verstoßen das vielgeliebte, halb abgewendete junge Gesicht neben sich und las die wechselnden Empfindungen darin, die Annemarie nicht zu verstecken vermochte. Enttäuschung und Scham vor Mißverstehen und nach und nach ein aufglimmender Trotz und etwas beinahe Feindseliges...

Das tut nichts. Sie wirds überwinden, sie wird drüber hinauskommen, dachte Hans und sein Blick flog so müde an den Kreuzwegstationen vorbei, die den Pfad begrenzten. Ach, er ging auch einen Kreuzweg. Und der Schmerz dieser *Via dolorosa* war so tief, so echt, daß ihm auch der leiseste Gedanke nicht kam, ihn in Versen zu saagen. Der süßblütige Ästhet war plötzlich ein Mensch geworden. Einer von uns allen, wie wir da leiden und ringen und uns plagen auf dem harten Schmerzensweg des Lebens.

Als Hans und Annemarie an der Station anlangten, waren sie zu spät gekommen. Das Züglein war heute ausnahmsweise pünktlich gewesen, und sie sahen seine dunkle Schlangenlinie in der Ferne verschwinden, als sie den Bahnsteig betraten.

„Was machen wir nun? Der nächste Zug geht erst um acht Uhr“, sagte Hans in einer ihm ganz neuen verlegenen Stimmung.

Annemarie blickte an ihm vorbei nach dem Pfarrhaus des Dorfes. „Ich

**

kenne die Schwester des Pfarrers, ich werde hingehen und bei ihr bleiben bis es Zeit ist," murmelte sie.

"Das wird wohl am besten sein. Hoffentlich ist sie zu Hause", antwortete Hans und blickte seiner Begleiterin nach, die so rasch voran eilte, daß er ihr kaum folgen konnte. Er sah sie im Garten des Pfarrhauses verschwinden und gewahrte dann, wie ein älteres Fräulein aus der Pforte des Hauses trat. Da war sie wohl gut versorgt und Hans suchte mit einem Seufzer das bescheidene Wirtshaus des Dorfes auf, wo er sich solange aufhielt, bis es Zeit war, abermals zur Station zu gehen. Er fühlte sich auch körperlich elend, aber daran dachte er gar nicht. Es war ihm entsetzlich gleichgültig, ob er Fieber hatte oder nicht. Er saß vor dem Glase Bier, das er sich hatte geben lassen, stützte den Kopf in die Hände, starrte vor sich hin und dachte immer wieder: Es geht vorüber, sie wirds überwinden.

Endlich war die Wartezeit abgelaufen. Hans fand Annemarie am Bahnhöfchen in Begleitung des Pfarrers und seiner Schwester, was ihm sehr lieb war, da ein Alleinsein dadurch vermieden wurde. Im Zug waren Mitreisende zugegen, da blieb jede Verlegenheit erspart. Sie kamen endlich ans Ziel, da es schon stark dämmerte. Hans stieg zuerst aus und reichte Annemarie die Hand, um ihr die hohen Tritte des Wagens hinab zu helfen. Als ihre Hände sich trafen, da zuckte ein elektrischer Funken durch sie, aber er hielt sich mit Gewalt ruhig, und Annemarie stieß seine Rechte hastig von sich als sie unten war. Mit abgewandtem Gesicht ging sie stumm neben ihm her, durch die duftenden Wiesen, im sachten silbernen Dämmern der Mittsommernacht, und er dachte mit blutendem Herzen: Sie hält mich für einen Schuft, der ihre Liebe stahl und nachher nichts von ihr wissen will. Aber es ist besser so,

sie überwindet es leichter. Und er schwieg.

Am Heimathaus lag eine breite Goldbarre hellen Lampenlichtes über dem Gartenweg, und die Mutter stand wartend an der Haustüre, indessen Phylax, der treue Pinscher, lustig bellend an den Ankömmlingen in die Höhe sprang.

"Ihr seid ja lange ausgeblieben," rief Frau Hauser und erschrak, als sie Annemaries Gesicht sah. Ein plötzlicher Blick forschender Angst fuhr zu Hans hinüber, allein der erwiderte ihn ganz klar und offen. Mit einem Aufatmen wendete sich die Mutter wieder ihrem Kinde zu. „Du bist tommüde, ich seh dir's an, du mußt dich zur Ruhe begeben“, sagte sie zärtlich. Die beiden Frauen verschwanden im Hause, und Hans ging auf sein Zimmer, ohne weiter mehr etwas von sich hören zu lassen.

Am anderen Morgen, als er endlich in den Bleischlaf vollständiger Erschöpfung gefallen war, hörte er dumpf und verworren, ohne sich den Banden der Bewußtlosigkeit entreißen zu können, daß im Hause ein ungewohntes Leben herrschte. Dann fuhr ein Wagen draußen vor und rollte nach einiger Zeit fort, nachdem es auf den Treppen und im Haus wieder still geworden war. Hans mußte, wer da hinweg fuhr. Er fragte auch nicht darum, als er aufgestanden war und ihm das Frühstück gebracht wurde. Es brauchte es ihm keiner zu sagen.

Später kleidete er sich mit einer gewissen Sorgfalt an, wie man es für einen wichtigen Gang tut, und begab sich in den Garten, wo Frau Hauser in der großen Laube saß. Sie hatte ihr Nähzeug vor sich stehen, aber ihre Hände ruhten im Schoße, und sie arbeitete nicht. Als Hans in die Laube trat, blickte sie ihn wieder forschend an.

„Ich habe Annemarie zu ihrem Onkel nach Schönenbrunnen geschickt“,

sagte sie langsam. „Er schrieb mir gestern, seine Haushälterin sei krank. Es ist besser so.“

Sie sprach eigentlich, als erwiederte sie eine Frage, und Hans nahm es auch so auf. „Ja, es ist besser so“, sagte er und nickte mit dem Kopf dazu. „Biel besser. Ich wollte ihnen auch mitteilen, daß ich übermorgen von hier fortgehe. Die Luft bekommt mir nicht so gut als ich dachte.“

„Ja“, sprach die Frau und sah ihn wieder so forschend an.

„Ich möchte Ihnen etwas erzählen“, flüsterte er in plötzlichem Vertrauensausbruch und setzte sich neben sie. Sie neigte den Kopf in Bejahung. Und da erzählte er ihr alles, was in ihm vorgegangen war, und wie er Annemarie mehr liebte, als sich selbst, und sie nicht an sich fetten dürfe. Sie weinte bei seinen Worten wie seine eigene Mutter geweint haben würde, aber sie machte keinerlei Versuch, ihn umzustimmen. In ihrer Weltfremdheit kam ihr der Gedanke nicht einmal, um den Preis einer glänzenden Partie, ihre Tochter dem Siechtum in die Arme zu werfen.

„Sie haben recht gehandelt. Gott wird sie dafür belohnen“, sagte sie und strich ihm leise über die Hand. Aber nach starker Frauen Art machte sie wenig Worte um seinen Schmerz. Sie hielt es für natürlich, daß man das Rechte tut, auch wenns schmerzt. „Annemarie wird darüber hinaus kommen“, fügte sie noch hinzu.

„Ja, sie wirds überwinden“, sagte Hans. „Nur um eins bitte ich Sie“... Die Stimme brach ihm, aber er nahm sich zusammen. „Später einmal, wenn Annemarie ganz ruhig ist und ich nicht mehr am Leben bin, dann... dann sagen sie ihr, wie sehr ich sie geliebt habe.“

„Das werde ich tun, mein Sohn“, kam die Antwort der Mutter...

Drei Tage später war Hans wieder in seinem Heim in der Hauptstadt. Die

gute, alte Tante erschrad, als sie ihn wieder sah. Nicht nur war sein körperliches Aussehen sehr schlecht, sondern auch sein geistiges Wesen war so verändert, daß sie ihn kaum wieder erkannte. Er war so teilnehmend, so menschlich geworden. Früher hatte er sich begnügt, sie bei festlichen Gelegenheiten mit Geschenken zu überhäufen, die mehr nach seinem als ihrem Geschmack ausgesucht waren, hatte sich aber im übrigen kaum um sie gekümmert. Natürlich benahm er sich immer höflich und artig ihr gegenüber, aber sie hatte gerade so gut eine Porzellanfigur in seinem Raritätenkabinett sein können. Er würde sie mit derselben zerstreuten, unpersönlichen Art behandelt haben. Jetzt wars anders geworden. Er bemerkte plötzlich, daß sie sich in seinen Dienst abarbeitete, daß sie bei seiner Pflege ergraut war. Er fragte wie es ihr ging, er hörte zu, wenn sie von ihrer Jugend erzählte, er ließ sich ihre Albums mit Familienbildern zeigen, er schenkte ihr einen bequemen, weichen Sessel, in dem sie ihre Glieder von dem Martyrium der modernen „Übermöbel“ erholen konnte, ja er bekam sogar keine Ästhetenkrämpfe, wenn sie in ihrem Zimmer die altgewohnte fürchterlich bemalte Petroleumlampe brannte, anstatt das elektrische Licht zu benutzen, das aus hochkünstlerischen Formen herausleuchtete. All das freute, beängstigte aber auch das gute Tantchen. „Die Menschen werden immer so ehe sie sterben“, klagte sie dem Sanitätsrat. „Sie verklären sich bis sie zu gut für unsere Erde sind und der Herrgott sie in den Himmel nimmt. Hansens Vater war genau so, als die Krankheit eine schlimme Wendung nahm. Sie werden sehen, das ist das Ende.“

Der Sanitätsrat zuckte die Achseln über diese Reden und meinte so verklärt und des Himmelreiches würdig käme ihm Hans doch nicht vor. Im

Gesundheitlichen ließe sein Befinden zwar zu wünschen übrig, aber von direkter Todesgefahr wäre keine Rede, und wenn der Patient sich schon und alle Vorschriften streng einhalte, könne er noch manches Jahr auf dieser Erde herumwandeln.

Im stillen aber beschäftigte sich der Sanitätsrat doch mehr mit dem jungen Freunde, als er zugeben wollte, denn es war klar, daß sich Hans in einer sehr schweren Krisis befand, obwohl sie mehr auf geistigem, als körperlichem Gebiet spielte. Dem Vorschlag, für den Winter nach Nizza zu gehen, hatte Hans nur ein kurzes „nein“ entgegengesetzt und beigefügt, er sei es müde, ewig an seine Gesundheit zu denken. Nizza sei ihm unsympathisch, er wolle zu Hause bleiben. Später oder früher müsse ja doch ein jeder sterben, und sich künstlich gegen den Willen der Natur noch ein paar Jahre zu halten, sei nicht notwendig. Er schien diese Ansicht auch in der Praxis durchzuführen, denn er dachte nicht mehr an seine regelmäßigen Blutmessungen, die er seit seiner Kindheit täglich gemacht hatte. Er wußte jetzt nie mehr, welche Temperatur er hatte, noch wie oft er am Tag gehustet hatte. Mit einem Wort, sein liebes Ich war für ihn vollständig in den Hintergrund getreten, ohne daß er dabei den Eindruck eines Menschen machte, der an Leben und Dasein verzweifelt.

Sein ärztlicher Berater wußte nicht recht, was er zu dieser Umwandlung sagen sollte, und, wenn er in der Seele seines Patienten hätte lesen können, so würde er es auch nicht verstanden haben was es war, das Hans so veränderte, denn die Umwälzungen, die sich da vollzogen, waren seinem Wissen fremd. Im Grund wußte es Hans selber nicht, was so ungestüm in ihm gärte und auf und abwogte.

Zuerst, als er nach Hause kam, hatte er alle Aufnahmen von Annemarie durch einen geschickten Photographen

vergrößern lassen und diese Blätter in einer Mappe gesammelt, die er wie ein Schatz hütete und nur in vollendeter Einsamkeit öffnete. Er vertiefte sich dann mit schmerzlicher Wehmut in den Anblick des süßen, jungen Gesichtes, dessen Augen ihm von einer Liebe gesprochen hatten, die unerfüllbar war, und er dachte, der Tod würde bald kommen, sein Leid zur Ruhe zu bringen. Aber der Tod kam nicht. Statt seiner aber kam ein geheimnisvolles Etwas, das bohrte einen antreibenden, aufreizenden Stachel in seiner Seele und rief ihn — wohin? Er wußte es nicht. Er lauschte und wartete, mit dem Gefühl, daß des Rätsels Lösung einmal kommen würde.

Sonderbar, daß er, der sonst jedes Gefühlchen in einem Gedichtchen festgehalten hatte, bei all dem gar nicht auf den Einfall kam, ein Herbarium von sorglich getrockneten Liebes- und Entfagungsblüten anzulegen, um der Nachwelt von Annemarie zu erzählen. Er dachte nicht daran.

Im Gegenteil, statt seines eigenen Leidens beschäftigte ihn das Leben der anderen und zog ihn unwiderstehlich in seinen Bann. Er lernte das Leben jetzt erst kennen, wie es ihm dünkte, und zwar das richtige, blutwarme, natürliche Leben. Kein Kunstdasein, auch nicht die Existenz seiner eigenen Umgebung oder das Atmen des Volkes, nein, das Leben schlichtweg. Wie es war zu allen Zeiten und bei allen Völkern, und wie es sich in jedem Menschen zeigt, einerlei, was oder wer er ist. Alles, was Hans je gehört und gesehen hatte, trat plötzlich mit beinah schmerzlicher Greifbarkeit vor ihn. Bild auf Bild bestürmte seine Seele, unaeahnte Melodien brausten um sein Ohr, Menschen, die er nie gekannt und die doch sein Eigenstes waren, erstanden in wunderbaren Gesichtern vor ihm und forderten ihr Teil am Dasein. Sein eigenes Erleben und

Leiden verwandelte sich in das Fleisch und Blut dieser seiner Geschöpfe. Er atmete mit ihnen. Und eines Tages packte ihn eine übermächtige Gewalt, daß er all das herausbringen mußte, was in ihm lebte ob er wollte oder nicht. Er fragte jetzt nicht, wie seine Versen klangen, er warf sie im Schaf-

fensjieber aufs Papier und folgte blind der Melodie seiner Seele. Er schrieb, von geheimen Mächten getrieben, unter Lachen und Weinen, Beben und Jauchzen... er schrieb nicht weil er wollte, sondern weil er mußte...

Und da schrieb er, was ihn berühmt machte.



Altes Buch über das Elsaß.

von Heinrich Solveen

Hätt ich dies edle Land nicht und die gute, treue Stadt,
 Die dunkeln Wälder in dem Kranz von Reben,
 Die hellsten Dörfer, Berg und Tal und Fluß,
 Hätt ich mein liebes Elsaß nicht,
 Mein Gott, wie könnt ich eine ganze Welt als Heimat singen.
 Wie kann Umfassendes verstehn,
 Wer nie ein Kleinstes eng umschloß.
 Hätt ich mein liebes Elsaß nicht,
 Den Ruch der schweren Äcker nach dem Regen,
 Die alten Lieder und die bunten Trachten,
 Den Laut der Sprache und verträumte Ecken,
 Hätt ich nicht Arbeit, Lustigkeit und sattes Licht,
 Die Fruchtbarkeit, all' Wesen und Getier,
 Wären nicht Schenke, Kloster, Hütte, Schloß
 In dieser trauten Miniatur der Welt,
 Mein Gott, wie wüßt ich sonst des Friedens großes Bild? —
 Wer weiß um Segen, der nie „Heimat“ sprach —
 Hätt ich mein liebes Elsaß nicht
 Mit saubern Stuben, frühlingsblauen Himmeln,
 Mit hohen Sommernächten, sanften Herbstern, strengen Wintern,
 Mit heiligen, Legenden und Geschichten,
 Mit soviel Liebe und mit solchem Leben,
 Hätt ich mein liebes Elsaß nicht,
 Wie anders, wär mein Gott, dein Paradies gedacht. —
 Du läßt die Engel um das Münster schweben
 Und hoch im Turme alle Glocken beben
 Zum wundertiefen Klang und heimatstark erwacht! —
 — — — — —
 Mein Gott, hätt ich mein liebes Elsaß nicht!

Alt Straßburgisch-Geschütz.

Don Paul Martin.



Die selbstbewußte und angesehene Stellung, die Straßburg als freie Reichsstadt seit 1328 genoß, führte verbunden mit dem Ansteigen des bürgerlichen Wohlstandes, zum Ausbau des städtischen Wehrwesens. Bereits seit der Niederlage Bischof Walthers von Geroldseck bei Hausbergen 1262, waren Bürgerschaft und Zünfte in stetem Aufstieg, letzteren oblag die militärische Organisation der Stadt zu Angriff oder Verteidigung, wozu sie innerstädtische und außenpolitische Kämpfe nötigten.

Die Lebenskraft Straßburgs wirkte sich in hundert kleinen Kriegen gegen Bischof, Adel und ritterliche Umgebung

Bild oben: Geschützmeister (1529)
(nach H. Begetius, „Bücher der Ritterschaft“)

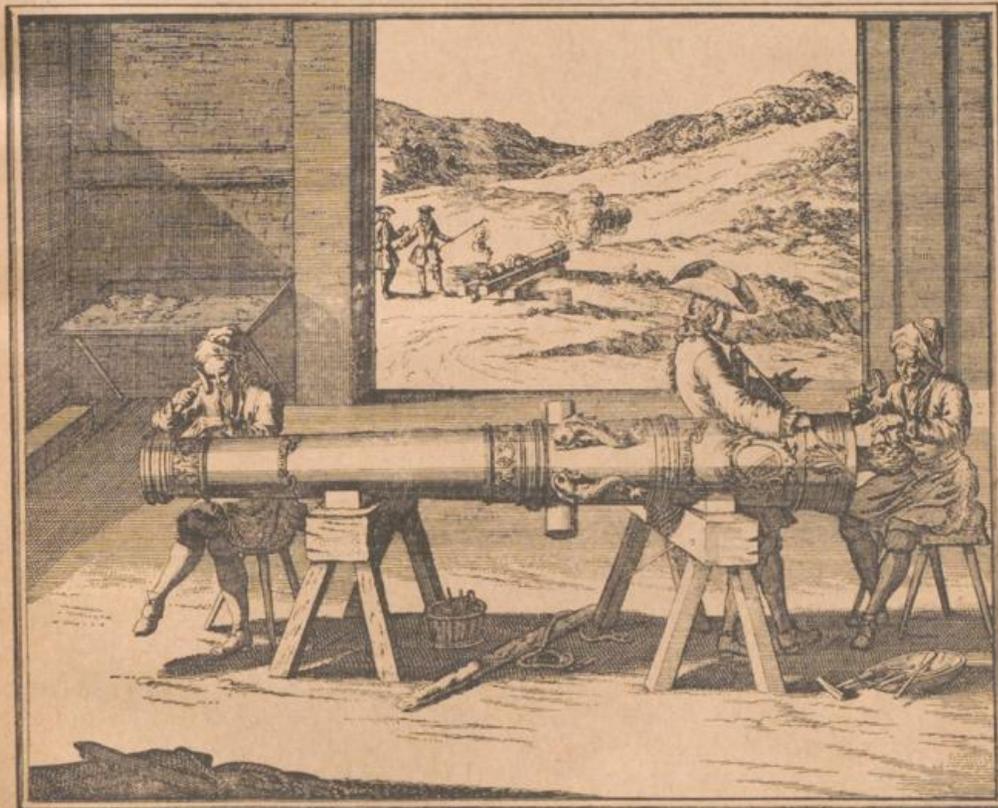
aus, führte zur Verteidigungsanlage der Stadt mit festen Mauern, Tor- und Zwischentürmen, die ihr ein trutzig wehrhaft Aussehen verliehen und jeden äußeren Feind schrecken mußte. Umliegende Festen des stadtfeindlichen Adels wurden durch Belagerung und Angriff gebrochen, dann geschleift. Doch Belagerung wie Abwehr erforderten eine folgerichtige Durchbildung der Angriffs- und Abwehrtechnik, worunter gerade dem Geschützwesen eine Hauptrolle zufiel.

Die Stadtbehörde ließ es sich stets angelegen sein, ein wohlausgebildetes Material an Wurfgeschützen zu besitzen, worunter die sog. „Bliden“ durch ihre Schleuderkraft als schweres Geschütz bis tief in das 14. Jahrhundert hinein, so 1333 bei der Belagerung der Feste Schwanau, später dann neben dem neu aufgekommenen Pulvergeschütz tätig waren. Wenn auch in Straßburg das Pulver nicht erfunden worden war, wie die Sage im 16. Jahrhundert es gerne wollte, so kann doch angenommen werden, daß Feuerwaffen im Rahmen des wohlentwickeltesten städtischen Wehrwesens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Anwendung kamen. Urkundlich belegt wird der Gebrauch von Pulverwaffen erst 1375, als die Stadt ihre Verteidigungstürme beim Einfall der Banden Ingelram de Concs mit „büßsen“ versah. Letztere Bezeichnung allein wurde damals für Feuerwaffen verwandt. Allerdings wird es sich hier zunächst um Handfeuerwaffen oder Geschütze kleinen Kalibers gehandelt haben.

Gewiß war in anderen rheinischen Städten die Pulverwaffe schon früher in Gebrauch, doch gegen Ende des Jahrhunderts verfügt der „Werkmeister“ der Stadt über eine Verteidigungs- und Belagerungsartillerie, die sich mit

jedem Gegner messen konnte. So berichten zeitgenössische Chronisten von der Zerstörung der Burg Löwenstein (Pfalz) 1386, und, als 1392 die gegen Straßburg verbündeten Fürsten und der elsässische Landadel gegen die Stadt vorrückten, verhinderten die auf den Wehrgängen und Stadttürmen drohenden Geschütze jeglichen Angriff. Weiter-

wurden, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Andererseits entlich die Stadt anderweitig das ihr fehlende Geschütz, so wurden ihr 1454 bei der Belagerung Muzig's vier kleine Pulvergeschütze von Bischof Rupprecht von der Pfalz zur Verfügung gestellt. Die älteste, urkundlich belegte Nachricht einer Geschützgießerei zu Straßburg



Verzieren und Erproben eines fertigen Geschützrohres.
(Kupferstich von W. Feust, Zürich, 1715)

hin wird 1406 die Burg Waldspurg genommen, 1406 die Deste Freudeneck gebrochen, was ohne wohlausgebildetes Geschützwesen damals kaum möglich gewesen wäre. Doch erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird wohl Feuerwaffe und Wurfgeschöß zu gleichen Teilen gehandhabt worden sein.

Inwieweit Feuerwaffen zu dieser Zeit in Straßburg, selbst angefertigt

fällt in das Jahr 1461 als „Meister Hans zum Rine, meist Hans den Rinbrudameister genennt und Ulrich den buhßenschüssen verhoeret“ wurden ob „einer übel gegossenen büchsen“. Übrigens fehlte es nicht an Anträgen auswärtiger Werkmeister und Fachleute, die wie Meister Hans Widerstein aus Nürnberg ihre Kenntnisse den städtischen Behörden anboten. So behandelt



Mörser und „Schlangen“ (1519)
(nach Hans Burgmair)

Widerstein „Wunderbarliche Kunst“ das Belagerungs- und Verteidigungswesen fester Plätze, während Meister Claus Schoner, selbstsicher sich erbietet: „Fürsichtigen, ersamen und liben rot (Rat) ... will ich machen ein werfende werg (Wurfgeschütz) ... und wil zymlichen und billichen Ion (Lohn); und mache ich die gewerf nit, wie ich mich dan vermesse, so füllet ir mir dz houbt abflahen.“ Schoner bürgt also mit dem Kopfe für seine Kunst! Ein weiteres zeitgenössisches Schriftstück eines Johann von Sittau behandelt die Taktik und Vorteile einer nach böhmisch-hussitischem Vorbild auszubauenden und mit Geschütz versehenen Wagenburg. Stellt man hierzu eine städtische Verordnung „wie die türme und lezen (hölzerne Verteidigungswerke) um die stat mit geschütz zu versehen“, so bietet sich ein Bild reger artilleristischer Tätigkeit.

Der stete Fortschritt des städtischen Geschützwesens findet seinen Niederschlag in der ehrbaren Beteiligung von 12 oder 13 Pulverstücken während des Krieges gegen Karl den Kühnen von Burgund, der die absolute Gleichstellung mit eidgenössischen oder niederrheinischen Städten auf diesem Gebiet festzustellen ermöglicht. In der Schlacht bei

Murten 1476 wie bei der Belagerung von Nancy 1477, ließen die Straßburger Geschütze ihre eherne Stimme erdröhnen, die mit Feldschlangen, oder schweren Bombarden dem Feinde zu setzten.

Während die Belagerungsgeschütze die großen Steinbüchsen (die zentnerschwere Geschosse spieen) auf dem Boden ruhten und der Rückstoß durch Widerlager und Balken mittels Ketten und Tauen aufgehoben wurde, waren um diese Zeit bereits für die sogenannten Feldgeschütze Wandlaffetten in Gebrauch. Mit Einführung der „Schildzapfen“ am Rohre wurde das Richten deselben ohne Inanspruchnahme der Laffette ermöglicht, und damit der Grundtypus zur modernen Kanone geschaffen. Daß es bei artilleristischen Versuchen und Geschützübungen, wie ja im Felde selbst des öfteren für die bedienende Mannschaft zu leichten und schweren Verletzungen durch Versagen der Ladung, Rückschlag der Laffette oder gar Platzen des Rohres selbst kam, steht außer Zweifel.



Der junge König Maximilian im Gespräch mit Geschützgießern.

(Holzschnitt v. S. Burgmair aus dem „Weißkunig“)

Hier sei nur ein kleiner Rechnungsauszug für Verpflegungskosten städtischer Söldner angeführt, die 1474 beim Zug gegen Héricourt verwundet worden waren:

„Ulrich, dem Zimmerknecht, hat die groß büßz eine hant zerstoßen, do von löst 1 gülden.“

So hatte dem Zimmermann das Stück beim Rückstoß, der gerade in der Frühzeit der Pulvergeschütze besonders heftig war, die Hand zerquetscht.

Die Kriegsbeute von 1476—1477 brachte dem Straßburger Zeughaus, insbesondere der Artillerie, wertvolle Bereicherung. Um 1480 konnte die Stadt bereits Geschütz anderwärts ausleihen, so z. B. nach Lahr (Baden). Doch 1499, als die Stadt König Maximilian von Österreich ein Truppenkontingent nebst Artillerie zur Verfügung stellte, verlor Straßburg in der Schlacht bei Dornach den größten Teil seiner Artillerie an die schweizerischen Eidgenossen. Darunter befand sich der „Struß von Straßburg“, ein Geschütz schwersten Kalibers, das die Panik in die eidgenössischen Reihen tragen sollte:

„Der Struß der ließ sich hören mit mengem herten Knall,

... mit sinen strengen schießen...“

Doch es kam nicht dazu, denn „im runker ward der von Straßburg geschütz verschlagen und umgeworfen...“, wie der Berner Chronist Valerius Anshelm berichtet.

Mit dem Jahre 1500 erfahren wir aus dem städtischen Archiv den Namen eines Geschützgießers: „Meister Bürckel Glockengießer und Kanonengießer“ und mit dem 16. Jahrhundert beginnt die Blütezeit und sprichwörtlich gewordene Berühmtheit des Straßburgischen Geschützwesens.

Der Wehrstand entwickelte sich gleichzeitig mit dem bürgerlichen Wohlstand und der hochstehenden Organisation der Zünfte. Handel und Gewerbe blühten. Die Macht der Freien Reichsstadt bekannte sich nach außen auf den Gebie-

ten der geistigen Kultur, des Handwerks wie der Kunst. Hierbei bekam die eiserne Kunst der „Arkeley“ den ihr gebührenden Anteil. Die achtbare Gewerkschaft der Artilleristen stand in hohen Ehren.

So blieb auch Straßburg den Neuerungen, die Kaiser Maximilian, als besonderer Freund des Geschützwesens, der Geschützkunst angedeihen ließ, keineswegs fremd. Die kaiserliche Artillerie wurde, wie die zeitgenössischen „Zeugbücher“ bezeugen, von Maximilian selbst, einer gründlichen Reform unterzogen. Das Straßburger Zeughaus wußte jedoch, dank der weisen Einsicht seines Magistrats, seine vollständige Selbstständigkeit zu wahren. Bereits 1504 besuchte Kaiser Maximilian persönlich die Geschützgießerei und das Arsenal zu St. Klara am Roßmarkt und seinen eindrucksvollen Geschützpark im sogenannten „Hundshoff“ im Grünen Bruch. Bei dieser Gelegenheit verehrte der Stadtrat dem kaiserlichen Gäste eines seiner schönsten Stücke, den „Grünen Leu“ mit seiner vollständigen Ladung von 40 Kugeln und 8 Faß Pulver. Bei einem weiteren Besuch wurde ein groß Stückschießen auf der Meßgerau veranstaltet, wobei Maximilian seinen „guten und viellieben Fründen von Straßburg“ Worte des Lobes und Anerkennung spendete, sie zugleich um Überlassung weiterer Stücke ihrer Arkeleykunst bittend!

Kege Tätigkeit herrschte stets in der Geschützgießerei. Auswärtige Werkmeister, Fachleute und Ingenieure boten der Stadt ihre Dienste an oder wurden zu Rate gezogen. Andererseits waren Straßburger Werk- und Zeugmeister auswärts sehr gesucht und willkommen. So war in Nürnberg Meister Matern Harder von Straßburg tätig, woselbst er laut archivalischen Quellen von 1512 bis 1526 mit „püchsen zu gießen und zu fassen uff die neuen art“ beschäftigt war. Desgleichen arbeitete der berühmte Straßburger Meister

Joerg von Guntheim, der „Büchsen-
gießer zu Straßburg, für die Schweizer
„Eidgenossen“. Seine Werkstatt stand
in den 1530er Jahren in besonderer
Blüte und erzeugte Schlangen großen
und kleinen Kalibers, wovon heute noch
der „Drach“, ein Prachtstück des histo-
rischen Museums zu Basel, beredtes
Zeugnis ablegt.

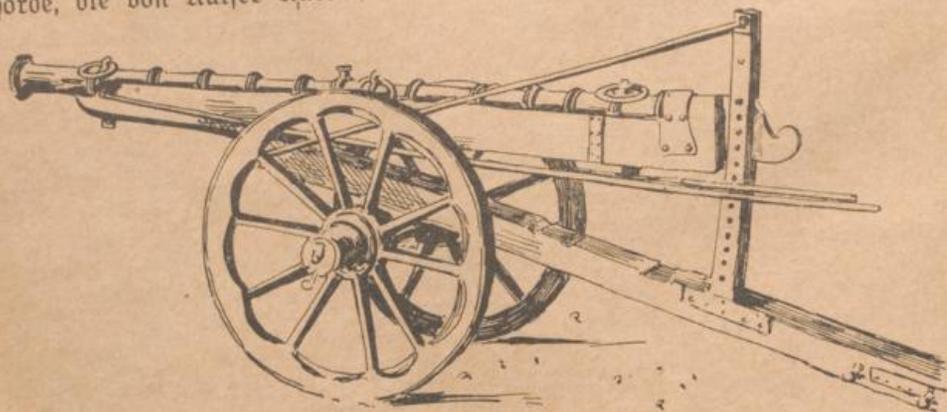
Das Straßburger Gießhaus wurde
von fremden Herren als besondere
Sehenswürdigkeit gern besucht. Arg-
wöhnisch wachte der Rat der Wahrung
technischer Geheimnisse des Geschütz-
gusses und gestrenge Verordnungen ver-
boten, bei schwerer Strafe den Zutritt
zu den Gießereien oder Zeughäusern.
Bald machte der stete Zuwachs des
Artillerieparkes eine Erweiterung der
Baulichkeiten vonnöten. So wurden
durch Ratsbeschluß der XXI, zwei wei-
tere Gebäude des Klosters St. Klara am
Rohmarkt 1545 zu Waffenhallen um-
gewandelt, in denen Geschütze, Schuß-
und Trukwaffen in übersichtlicher Weise
geordnet, Platz finden konnten.

Wie sehr die Straßburger Bevölke-
rung selbst an ihren Geschützen, die alle
mit Übernamen bedacht waren, hing,
beweist der Aufruhr, der 1548 hervor-
gerufen wurde, als der Zeughausmeister
Sebald Büheler, auf Befehl der Stadt-
behörde, die von Kaiser Karl V. von

der Stadt geforderten zwölf Geschütze
am Kaufhausstaden verladen ließ. Die
Menge stürzte sich auf die 12 auf-
gefahrenen Stücke und die entsprechende
Pulverladung, um sie den Händen der
Wachmannschaft zu entreißen. Nur das
energische und besonnene Auftreten des
Stadtamtmeisters konnte Schlimmeres
verhindern. Büheler selbst entging mit
knapper Not einem unvorhergesehenen
Bade in der Ill . . .

Um diese Zeit befanden sich im Zeug-
haus weitbekannte Geschütze, die wie
der „Strauß“ sich großer volkstüm-
licher Beliebtheit erfreuten. Genannt
seien noch der „Rohraff“ und die
„Rohrassin“, sowie die „Meise“, die
irrtümlicherweise zur Herleitung der
Bezeichnung „Meiselocker“ Veranlassung
gab. Die weitverbreitete Erzählung,
ein Präzisionschuß der „Meise“, habe
mit einer Kugel mitten in das Zelt
König Heinrichs II. von Frankreich, der
1552 in Oberhausbergen gelegen haben
soll, getroffen, muß in das Reich der
Legende verwiesen werden.

Wenn der Zeughausbestand an Artil-
lerie 1572 mit 92 Stück angegeben
wird, ohne der rund 50 Geschütze zu er-
wähnen, die höchst wahrscheinlich da-
mals Wälle und Tore der Stadt be-
wehrten, so entwickelte sich die Geschütz-
herstellung in den folgenden Jahren



Burgundische Feldschlange der Artillerie Karls des Kühnen (1476).
(Museum von Neuchâtel, Schweiz)

beinahe bis zur doppelten Zahl. Während der Magistrat sich mit der städtischen Industrie zur Fertigstellung von Geschützteilen verständigte, ging die Pulverfabrikation vollständig in private Hand über. Die Religionskriege im Laufe des 16. Jahrhunderts, die Straßburg nicht unberührt ließen, trugen viel zur weiteren Entwicklung des städtischen Geschützwesens bei. Es ist daher kein Zufall, wenn die Stadt sich gerade auf diesem Gebiet hervortat.

So konnte 1592, zu Beginn des unglücklichen sog. „bischöflichen Krieges“, „in dessen Strudel die Stadt hineingerissen wurde, das Zeughausinventar 245 Stück groben Geschützes großen, mittleren und kleinen Kalibers verzeichnen. Darunter befanden sich die „Scharfmeßen“: „Kohrass“ und „Kohrassin“, zwei „Basilisken“: die „Stürmin“ und „Rechden-Schaden“ — zwei „Nachtigallen“: „Singerin“ und „Trach“ geheißten, die Kugeln von resp. 100, 75

und 50 Pfund Eisen verschossen. Hierzu gehörten Hebzeug, Winden, eiserne, bleierne und steinerne Kugeln. Es folgten kleinkalibrige Geschütze und einfache und doppelte „Hakenbüchsen“ zur Wallverteidigung Musketen, Handrohre, Schlagwaffen, Hieb- und Stichwaffen, Harnische, Sturmhauben, Pulver, Salpeter und Schwefel, Schwefelringe, Pechpfannen, Brechzeug, Sturmleitern und Stricke, kurz alles was zu Verteidigung und Angriff im wohlversehenen Zeughaus einer mächtigen Freistadt, wie Straßburg damals, vonnöten war.

Der volkstümliche Spruch:

„Nürnberger Wiß,
Straßburger Geschütz,
Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Ulmer Geld,
regieren die Welt,“

mußte unsere Dorektern mit berechtigtem Stolz erfüllen!

Die Welt geht unter.

Das war mal wieder ein regelrecht verregneter Sommer!

Bei Kroetgens, — Inhaber der Firma Kroetge u. Co. —, waren die Reiselkörbe schon vom Boden heruntergeschafft, standen gähmend und müßig in den Hinterzimmern und warteten auf ihren Inhalt. In vierzehn Tagen war Ferienanfang; da wurde das übliche Landhaus im Gebirge bezogen. Bis dahin lebte man in einer gewissen Fieberatmosphäre: für den Abiturienten gab's das Schlußexamen, für die höhere Tochter, die Versetzungsnoten, für die Mutter und Lu, die Älteste, das Einkochen und Einmachen, für Max, den Studenten, die Schlußvorlesungen, und für die noch nicht schulpflichtigen Zwillinge, das „jedem Mann im Wege stehen“! und, zu gleicher Zeit, Blitzableiter für die aufgelegte Stimmung allerseits.

An diesem Donnerstag Abend, — es ist Essenszeit, und die Familie sitzt vollzählig um den gedeckten Abendtisch, — sagt plötzlich Vater Kroetge hinter seiner Zeitung hervor, in die andächtige Stille des Suppenauslöffeln: „Kinder, übermorgen soll die Welt untergehen!“

„Was? Wie?“ Von allen Seiten fallen die Fragen über ihn her.

„Da steht's gedruckt und besiegelt: in der Nacht vom ersten auf den zweiten Juli soll unser Planet mit dem Kometen X zusammenstoßen, was, naturgemäß, das Ende unseres Weltalls zur Folge haben wird.“

Während des ganzen Abendessens herrscht an Kroetgens Tisch helle Aufregung. Das Drum und Dran, das Für und Wider, werden in lebhafter Debatte durchsprachen, und als der Nachtmahl aufgetragen wird, sind alle, bis

auf die lebensklugen Eltern, am Siedepunkt der Aufregung angelangt.

„Na, Kinder“, sagt der Vater, während er seine Serviette zusammenlegt, — es ist kein Skatabend, und diese heilige Sitte würde bei Todesstrafe nicht verlegt, und sollte wirklich die Welt untergehen!... „beschlast's Euch, und wenn eines von Euch noch einen letzten Wunsch hätte, Zeit wär's vor Todes-schluß!“

Spricht's und schlägt lächelnd die Türe hinter sich zu.

Die Mutter ist müde, hat Kopfschmerzen, wie gewöhnlich in dieser gesegneten Vorferienzeit; sie übergibt Lu, ihrer Ältesten, die nötige Vollmacht und nimmt ihr bewährtes Schlafmittel.

Eine halbe Stunde später liegt die Vorstadtvilla scheinbar ruhig und abgestorben hinter ihrem Garten.

Scheinbar nur! Denn die Wogen der Aufregung haben sich noch nicht gelegt. Das Ende der Welt spuckt in den Kinderköpfen gewaltig herum. Lu hat die Zwillinge betreut, die heute unheimlich schnell und schweigsam mit den Schlafvorbereitungen fertig geworden. Aus dem Schlafzimmer hat sie sich die vom Vater liegen gelassene Zeitung heraufgeholt und studiert daran herum.

„Und wenn's wahr wäre?“

Dieser Gedanke läßt sie nicht los.

„Wenn wirklich übermorgen, in der Nacht, unsere Welt in Stücke fliegt.“

Sie nagt an ihrer Unterlippe, halb Trotz, halb Unentschlossenheit. Die Sache liegt nämlich so: Lu hat einen Verehrer mit ernstern Absichten, den Oberlehrer Bönick. Aber der lange Oberlehrer leidet an Hemmungen, und jedes Mal, wenn sie's so weit glaubt, bricht er errötend ab, und das Schlußwort ist noch immer nicht gefallen. Wie wär's, wenn sie, die Lu, die Sache in die Hand nähme? Wenn die Welt wirklich untergeht, würde sie wenigstens als Braut ins Jenseits fliegen! Was sollen noch mädchenhafte Schen-

und Zurückhaltung angesichts eines Weltunterganges?

Kurz entschlossen holt sie die Schreibmappe; die Feder fliegt nur so über das zartrosa Papier, und als es Zehn schlägt, ist der bedeutungsvolle Brief geschrieben. Auf leisen Sohlen schleicht die Heldin bis zum nächsten Briefkasten und besiegelt so unwiderruflich ihr Schicksal.

Während der Zeit kämpft Max, der Student, mit seinem Gewissen. Er hat so ein paar Schulden, die er dem Vater während der Ferien, auf heimlichen Bergpfaden, gelegentlich beichten wollte. Bis dahin sollte solid gelebt werden. Aber nun, heute abend, geraten alle seine schönen Vorsätze ins Wanken. Das Ende der Welt! Was kommt's da auf ein paar Schulden mehr oder weniger an? Wenn schon, denn schon! Weil's übermorgen doch so weit ist, dann noch einmal flott gelebt! Und auch er schleicht un gesehen aus dem Hause.

Ungelesen, aber nicht ungehört! Die Zwillinge haben sich nur zum Schein niedergelegt. Kaum hat die Tür sich hinter der großen Schwester geschlossen, hat Fritz die Lise gezupft. „Du, wenn's wahr ist, was der Vater erzählt, da kriegt niemand von dem neuen Eingemachten zu kosten. Wär doch schade, wenn's verloren ginge. Weißt, Lise, die lederen Töpfe mit den dicken schwarzen Kirschen? Und die Gläser mit den Erdbeeren? Die Mutter hat sie heute abend alle gefüllt!“

Kirschen! Erdbeeren! Der Lise läuft das Wasser im Munde zusammen.

„Wie wär's? Machst mit? Nachher, wenn sie alle schlafen?“

Die Lise ist ein Hasenfuß; aber wenn der Bruder befiehlt, läuft sie blindlings mit. Und so kommt's, daß so um die Elfe herum zwei barfüßige Menschenkinder lautlos die Treppe herunterschleichen, sich ebenso lautlos in die Küche verfügen, und dort geheimnisvoll herumhantieren....

Gebr. Meschenmoser
seit Jahrzehnten Spezialisten für moderne Brillen mit randscharfen Gläsern

Barometer
Reisszeuge
Hörapparate



Thermometer
Photo
Mikroskope

STRASSBURG i. Els. - Münsterplatz 6-7 und Alter Weinmarkt 22

Bert, der Gymnasiast, hat sich's bequem gemacht. Nur noch ein paar Tage bis zum Abitur; da heißt's büffeln, alles Versäumte nachholen. Er dehnt sich, schielt mit begierigen Augen nach dem Detektivroman, der so verlockend auf dem Bücherstisch winkt, macht ein paar Turnübungen, um sich recht wach zu halten, da fällt's ihm siedendheiß ein: Übermorgen soll ja die Welt untergehen! Lateinbuch, Lexikon, fliegen in die Ecke, und bis zu später Nachtstunde folgt der Gymnasiast mit brennenden Augen, fliegenden Sinnen, dem verworrenen Schicksal seiner Helden.

Als der Vater um die Mitternachtstunde behutsam die Haustür schließt, sieht er unter Berts Tür noch einen friedlichen Lichtschein fließen. „Braver Bub!“ denkt er. „So spät noch am studieren!“ und legt sich zufrieden und beruhigt nieder... Und die höhere Tochter, die Annelies? Hat, wie allabendlich, zu den Sternen hinaufgeträumt, ihnen zum so und so vielen Mal ihr Geheimnis anvertraut, ihre schwärmende Liebe zum neuen Literaturdozenten. Ein schneidiger, forschender Mann! so recht etwas für ein fünfzehnjähriges, unreifes, gährendes Mädchenherz. Wenn man es ihm nur zur Fühlung bringen könnte, ohne

daß der Klassenvorsteher dahinter käme! Vielleicht ein Gedicht? ein selbstverfaßtes? so zufällig im Aufsatzheft vergessen? Gefährliche Sache! Ja, aber, unwillkürlich entfährt ihren Lippen ein rasch unterdrückter Jubelschrei, — übermorgen geht ja die Welt unter! Da ist nun nichts mehr zu verlieren, nichts mehr zu fürchten. Die Annelies sitzt vor einem weißen Bogen, schwitzt und schwitzt, bis sich die Reime fügen, bis die Verse nur so von schwärmender Jungmädchenliebe träufeln.....

Die Welt ist nicht untergegangen! Aber bei Kroetges hat dieser verfehlt Weltuntergang schwerwiegende Folgen gehabt. Gutes und Böses: die Lu hat sich endlich verlobt; ihr Brandbrief hat die schwere Zunge des langen Oberlehrers gelöst. Der Student hat an dem Unglücksabend sein Schuldkonto derart beladen, daß Vater Kroetge sofort einschreiten mußte. Folge: sofortlicher Eintritt ins väterliche Geschäft, Arbeit unter strenger Beaufsichtigung. Der Bert ist durchs Abitur gefallen, — wäre es wahrscheinlich auch ohne den verfehlten Weltuntergang! — muß die Ferien hindurch auf die „Presse“, wo er nach Noten büffeln wird. Der Annelies ihr Gedicht ist natürlich in die Hände des Klassenvorstands gefallen;

darob sittliche Entrüstung, Vorladung in Direktors Allerheiligstes, Schul- und Familiengerichtsfizung, usw., usw.

Und die Zwillinge? Für die hat die Natur von selbst gesorgt! Haben des Guten zu viel getan, haben sich regelrecht überessen, liegen mit Leibschmerzen zu Bett. Aber der elterliche Richtspruch

oder vielmehr „Richtsflag“ harret ihrer noch

Kroetges sind über Land gereist; die Sonne scheint wieder; der Weltlauf hat seinen gewöhnlichen Gang wieder aufgenommen. Bis zum folgenden Weltuntergang hat's noch Zeit, und so leicht fällt bei Kroetgens keiner mehr herein!

Im „Heiligen Grab“ zu Straßburg.

von Heinrich



S o l v e e n

Im „Heiligen Grab“ zu Straßburg
Sih' ich, ein Unheiliger, ganz allein.
Im „Heiligen Grab“ hinter dem guten Wein
Durch die Goldschmiedgasse in Strömen weht
Der Regen, der rauschend niedergeht.
Über Giebel und Dächer das Dunkel kommt —
Wer weiß, was dem ruh'losen Herz da frommt.
Dom Münster schlägt langsam die Glocke acht,
Noch eine Stunde und draußen ist's Nacht —
Wie ist doch das Leben oft grau und hohl,
Da tut ein goldener Sylvaner wohl, —
Ein Tabakrauch oder ein Brot noch dazu —
So findet die arme Seele hier Ruh. — —
Verschwommener nun hör ich der Dinge Laut
Und fühle ganz heimlich, wie's in mir taut,
Wie die Kruste der schwarzen Gedanken springt,
Indem mir traumhaft ein Lied erklingt.
Ein Lied und ein Bild und in bunter Reih
Zieht Vergangeneit, Gegenwart, Zukunft vorbei.
Und alles im lieben rosigen Licht
Und alles hat ein verändert Gesicht. —
Schließlich kommt's doch allein auf den Standpunkt an:
Wo ein Dunkles ist, ist auch ein helles dran.
So feurig singt neue Hoffnung mich gut.
Und wie voll Dank ein Genesender tut,
Der Sonne schlürft und lichtwarmen Schein,
Schenk auch ich mir ein neues Glas frisch ein.

Zum Spätherbst.

Kahl sind die Wiesen und die Felder,
Geerntet ist des Landmanns Saat,
Der rauhe Nordwind bläst nun kälter,
Es ist vorbei, der Winter naht!

Im Wald ist's still, die Blätter fallen
Von Bäumen, Sträuchern immerzu,
Und wie der Mensch, nach Erdenwallen,
Geht die Natur nun jezt zur Ruh.



Willy Berhard 1910.

Fort sind die schönen Sommertage und der Natur glänzende Pracht! Alles, von der Natur bis zum Menschen, alles deutet auf eine andere, mehr melancholische Jahreszeit hin: der Herbst. Der Bauersmann nimmt der Erde die letzten, ihr anvertrauten Schätze; denn Kartoffeln und Rüben werden schleunigst eingeheimst. Verstummt sind die wunderbaren Melodien der Singvögel; verwaist ist auch das Storchennest. Nur noch der Rabe zieht durch die Lüfte und meldet durch sein heiseres Krähen den nahen Winter an. Die Blätter färben sich und fallen zu Boden. Der Wald wird kahl und einsam, bald herrscht Totenstille wie in einem Dom. Die Wiesen und die Felder sind nicht mehr geziert mit Blumen und Saaten. Reine

Melancholie und wilde Einsamkeit beherrschen die Gegend. Fürwahr, eine ernste Stimmung kennzeichnet diese Zeit, die stets dem Gedächtnis der Toten ein unvergessliches Denkmal gesetzt hat. Und so ist der Spätherbst die Jahreszeit der sterbenden Natur. Aber auch die Stimmung, der Charakter, das Leben des Menschen erinnern uns stets an diese jährlichen Naturvorgänge, denn: die Blätter fallen und vergehen wie unsere Jahre, die Blumen welken, wie unsere Stunden, die Wolken fliehen wie unsere Träume, die Sonne erkaltet wie unsere Liebe, und die Flüsse erstarren wie unser Leben, ein Beweis der Vergänglichkeit alles Irdischen.

E. Bertrand.

Die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt und das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes.

Der Sinn nationalsozialistischer Volkspflege

Die nationalsozialistische Volkswohlfahrt, aus kleinsten Anfängen erwachsen, steht heute, nach erst siebenjährig Jahren, als eine ins Riesenhafte gewachsene Organisation, als größtes Sozialwerk der Welt, auf fest gegründetem Boden. Ihr beispiellos rasches Wachsen, fern jeglichem Konjunkturerfolg, zeigt, wie reif das deutsche Volk im Umbruchsjahre war für einen nationalen Sozialismus, für eine Wohlfahrt, die im Gegensatz zum Wohlfahrtswirken des Liberalismus nicht aus wirtschaftlichen Ursachen, sondern aus volksgebundener Gemeinschaftsethik erwachsen ist.

Das Zeitalter der Industrialisierung hatte, da sich die Industrie uneingeschränkt durch irgendwelche sozialen oder anderweitigen Gesichtspunkte ausbreiten durfte, zwangsläufig zu einer Massenverelendung geführt, die nach Abhilfe schrie. Der Staat, der die Notwendigkeit seines Eingreifens sah, half mit geldlicher Unterstützung, blind gegenüber der Tatsache, daß eine dauernde Lösung nur durch die Beseitigung der Ursachen erreicht werden konnte. Dies frühzeitig erkennend, hat der Nationalsozialismus nach der Machtübernahme sich augenblicklich ans Werk gemacht, das Versäumte nachzuholen und das Wohlfahrtswesen auf eine völlig neue Grundlage zu stellen, auf eine völkische Staatswirtschaft nämlich, die einem gesünderen volksbewußten Sozialismus Raum gibt. Während also die soziale Hilfe der Systemzeit nur Lächer stopfte in einem Gewebe, das fadenförmig war und daher von neuem und immer stärker einreißen mußte, wurde nunmehr das gesamte morsche Gewebe durch ein neues ersetzt.

Grundzug dieser neuen Volkswohlfahrt ist das Pflichtbewußtsein, sowohl des

Die Aufgaben der NS.-Volkswohlfahrt sind so mannigfaltige und wichtige, daß es die Ehrenpflicht eines jeden Volksgenossen sein muß, mit allen nur erdenklichen Mitteln zum Gelingen dieser volkserhaltenden Aufgaben beizutragen.



Gebenden, als auch des Nehmenden. Ersterer hat die Pflicht, den unverschuldet in Not geratenen Volksgenossen zu stützen, sittlich und finanziell, bis er sich wieder emporgearbeitet hat. Sich wieder emporzuarbeiten ist auf der anderen Seite die Pflicht des Nehmenden. Aus eigener Kraft soll er wieder wirtschaftlichen Boden finden, auf dem er leben kann, gestützt, nicht heraufgezogen durch den helfenden, finanziell besser gestellten Volksgenossen.

Diese Form der Wohlfahrt birgt ein natürliches raffisches Ausleseprinzip in sich: Ein Hilfsbedürftiger, der weder den Willen noch die Kraft hat, wieder hochzukommen, wird keine Förderung erfahren. Er ist minderwertig und wird nur das Lebensnotwendigste erhalten, indes der hochwertigere Volksgenosse in seiner Eigenanstrengung weitgehende Hilfe erfährt. Nationalsozialistische Volkswohlfahrt ist die Gemeinschaftsleistung des Gebenden und des nehmenden Volksteils, die mit der sozialen Hebung des letzteren sich die Erhöhung des Kultur- und Gesundheitsstandes des Volksganzen zum Ziel gesetzt hat. Sie wirkt somit über den wirtschaftlichen Kontakt hinaus erzieherisch auf das ganze Volk, erzieherisch im Sinn des Volksgemeinschaftsgedankens sowie im Sinn des Willens zur Höherbildung, wobei „Höherbildung“ nicht liberalistisch aufgefaßt werden darf. Der Blick auf das Volksganze, der die gesamte nationalsozialistische Weltanschauung beherrscht, lehnt den Individualismus ab, der den Menschen gefördert sehen will, um seiner selbst willen. Er wertet vielmehr den Einzelmenschen als Teil des Volksganzen. Sein Wert im Volk und für das Volk bestimmt seinen absoluten Wert, seinen Wert überhaupt. Hieraus folgert, daß die nationalsozialistische Volkswohlfahrt keine Volkspflege kennt aus Gründen der persönlichen Höherbildung des einzelnen. Was in ihm gehoben werden soll, ist nicht er, sondern der Teil Volk, den er darstellt und damit das Volksganze.

Die Arbeitsgebiete der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt.

Die nationalsozialistische Wohlfahrtspflege dient der gesunden Familie als Urzelle des Volkes. Sie wendet ihr Hauptaugenmerk der Mutter, als Trägerin des Lebens, und dem Kind, als dem Träger der deutschen Zukunft, zu. Das Thema „Mutter und Kind“ ist gleichzeitig der Name des großen „Hilfswerks“, das den Kern der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt bildet. Seine Aufgaben sind umfassend, soll doch durch sein Wirken erreicht werden, daß keine Frau sich ein Kind versagen muß aus wirtschaftlichen Gründen, daß keine Mutter bereuen muß, einem Kind das Leben geschenkt zu haben. Die Fürsorge des Hilfswerkes setzt somit bereits bei der werdenden Mutter ein. Sie findet Fortsetzung in der Wöchnerinnenhilfe, die nun auch das Neugeborene mit in ihre Obhut nimmt. Für die verantwortungsbewußte, ledige Mutter sind besondere Hilfsmahnahmen geschaffen worden. Hier werden die etwa gelösten Bindungen zur elterlichen Familie wieder hergestellt. Wenn es angänglich ist, wird die Eheschließung mit dem unehelichen Vater angestrebt. Für den Vater wird nötigenfalls Arbeit vermittelt. Die Müttererholungspflege entsendet abgespannte, überarbeitete Mütter in Müttererholungsheime, wo sie Ruhe und Erholung und Anregung durch sorgfältig ausgewählte geistige Kost finden.



An der Wiege des Lebens bei Mutter und Kind sehen wir die eigentliche Aufgabe einer völkischen Wohlfahrtspflege.

Silgenfeldt.

Die Sorge für das Kind wird fortgesetzt in Krippen (für Säuglinge und Krabblert), Kindergärten (für vorschulpflichtige Kinder) und Horten (für die Schulpflichtigen). Außerdem hat sich die Einrichtung von periodisch geöffneten Erntekindergärten auf dem Land aufs beste bewährt. Es werden ferner Kinderspeisungen durchgeführt und sonstige gesundheitliche Maßnahmen für das Kind getroffen. Orts-erholung, Kinderlandverschickung und Heimatsfendung sorgen dafür,

daß erholungsbedürftige Kinder und auch schülentlassene Jugendliche Kräftigung im gesunden Klima finden.

Die heranwachsende Jugend wird erzieherisch betreut durch die Jugendhilfe, die durch verschiedenartige Maßnahmen, durch ihre Beratungsstellen und die NS-Jugendheimstätten erzieherische Nöte abstellt und Gefährdungen beseitigt.

Für die gesamte Familie sorgt die Gemeindepflege der NS-Schwesterenschaft, deren Hauptarbeitsgebiet nicht die Krankenpflege, sondern die Mitarbeit an einer zielbewußten Gesundheitsführung ist. Neben familienpflegerischer Arbeit vermittelt diese zusätzliche wirtschaftliche Unterstützungen, Wohnungs-, Siedlungs- und Arbeitsplatzhilfe.

Die Hauptarbeit auf all den erwähnten Gebieten, außer denen der NS-Schwesterenschaft, leisten die Hilfsstellen „Mutter und Kind“, die überall in Stadt und Land anzutreffen sind. Die enge Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsamt und der Ärzteschaft gewährleistet fachlich solide Arbeit, die Zusammenarbeit mit den amtlichen Fürsorgestellen und den Gliederungen der Partei andererseits sichert die gerechte Auswahl der Hilfsbedürftigen. NS-Frauenenschaft, HJ- und NS-Lehrerbund werden hierbei in besonderem Maße herangezogen.

Weitere Aufgabengebiete der NSD außerhalb des Hilfswerks „Mutter und Kind“ seien genannt. Das Erholungswerk des Deutschen Volkes, die Hitler-Freiplatz-Spende, will verdienten Angehörigen der Partei und ihrer Gliederungen, vor allem den alten Kämpfern, durch Gewährung von Erholungsfreiplätzen einen Dank abstaten für namentlich in der Kampfzeit bewiesene Einsatz- und Opferbereitschaft. Sie bezieht jedoch auch andere Volksgenossen in ihre Betreuung ein, deren Hilfs- und Erholungsbedürftigkeit vorausgesetzt. — Das Arbeitsgebiet der NS-Schwesterenschaft ist außerordentlich vielseitig. Ihre Hauptpflichten, vor allem die einer zielbewußten Gesundheitsführung, wurden bereits erwähnt. Die NS-Schwester steht aber darüber hinaus der Stadt- und Landbevölkerung mit Rat und Tat auf allen Lebensgebieten zur Seite. In allen Nöten, mit allen Sorgen kommen die

Leute zu ihr. Sie wissen, die NS-Schwester hilft oder weiß Hilfe zu vermitteln. — Die Wandererfürsorge, die Gefangenen- und Strafentlassenenfürsorge, die Trinkerfürsorge und das Hilfswerk für die deutsche bildende Kunst, sind weitere Arbeitszweige der NSD, die jedoch jetzt im Kriege, wie auch die Hitler-Freipfand-Spende, vor den übrigen, augenblicklich dringlicheren NSD-Aufgaben zurückgestellt werden müssen. Anders ist es mit dem EW, dem Ernährungshilfswerk, das durch zusätzliche Schweineproduktion der deutschen Kriegswirtschaft einen wichtigen Beitrag zu liefern vermag.



Du hast nicht eher das Recht von Sozialismus zu reden, als Du die Pflicht, in der NSD. mitzudienen, erfüllt hast!

Das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes.

Das zweite große Hilfswerk neben „Mutter und Kind“ ist das WHW, das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes. Es wurde zum ersten Mal auf Anordnung des Führers 1933 ins Leben gerufen und dann von Jahr zu Jahr erneuert. In einer Reihe von Sammelaktionen konzentriert es Gelder, die die Volksgemeinschaft freiwillig spendet zur Wiederausgabe an Minderbemittelte. Unter der allwinterlichen Parole: „Keiner soll hungern, keiner soll frieren!“ ist das WHW der lebendige Ausdruck wahrer

Volksgemeinschaft, die direkte Hilfe des Hilfsvermögenden zum Hilfsbedürftigen. Seine erzieherische Wirkung ist groß; das Winterhilfswerk hat einen nicht geringen Teil dazu beigetragen, das Solidaritätsbewußtsein des deutschen Volkes seit 1933 zu festigen und zu stärken. Wesentlich ist, daß das Winterhilfswerk es ablehnt, Geldmittel an die Bedürftigen zu verteilen. Die Unterstützung geschieht vielmehr in Form von Sachspenden, wie Lebensmitteln, Kleidung, Brennmaterial, Gutscheinen und sonstigen Waren. In der Aufbringung und Verteilung der Spenden werden auch die freien Wohlfahrtsverbände mit herangezogen. Seit dem 1. Dezember 1936 ist das Winterhilfswerk mit eigener Rechtspersönlichkeit ausgestattet und besitzt eine eigene Verfassung. Durch den steten Rückgang der Arbeitslosigkeit seit 1933 war es steigend möglich, über die Betreuung der Bedürftigen hinaus, Gelder für Einrichtungen der NSD freizumachen. Sie werden verwandt zur Errichtung von Müttererholungsheimen, Kindergärten, Jugendheimstätten usw. Ein riesiger Stab von treuen ehrenamtlichen Mitarbeitern sichert im WHW wie in der gesamten NSD-Arbeit neben den hauptberuflich Angestellten die Fortführung des gewaltigen Sozialapparats. Aus der Tatsache ihrer Ehrenamtlichkeit strömen dem großen Gemeinschaftswerk starke irrationale Kräfte zu, die einen letzten Pfeiler bilden zum Gelingen des großen völkischen Ziels.

Gabriele Undeutsch.

2. Kriegswinterhilfswerk 1940/41



Der Führer:

Was den deutschen Soldaten an der Front stark macht, ist das Bewußtsein und das Wissen, daß hinter ihm in eiserner Geschlossenheit und fanatischem Willen ein ganzes Volk steht!

s' Tigerfell.

von G. Stoskopf.

Dr Herr Dipfele isch e kleiner An-g'stellter g'sin uff-ere Bank. Er isch nie in sin Väwe wittersch kumme, als uff Kehl oder uff de Fuchse-buckel, awer trotzdem hett er am liebschte vun witte Reize geredd, un sini Spezialität isch d'Kenntnis g'sin vun de wilde Tierer, un diß esch do-herer kumme wie er sich emol vum e Hüffierer „Brehms Tierleben“ uff hett babble lon, wie er d'rno an de lange Winterowe als fließig stüdiert hett.

Uff'm Büro hett'me die Speciali-tät e gewies Anfähn's verschafft, bis daß r's emol uff e ganz kläliche Art ingebüest hett.

Am-e schöne-n-Owe isch'r nämli mit e paar Kollege, wie mit'm in d'r nämli Sterwelad sin g'sin, noch-ere General-versammlung noch entgeije sine Ge-wohnheite biem e Schöppele Bier sitze gebliwwe. Do isch uff einmol e-n-alge-rischer Teppihändler mit'me Buckel voll Leppi un Fell in d'Wirtschaft kumme un isch schnüerstracks, wie wenn'r im Herr Dipfele sini Leideschaft for erotische Tierer gekennt hett, uff sine Tisch züegange, un hett d'r G'sellschaft sini Grimpel angebotte. Sin Hauptstüed isch-e großes Fell g'sin, wie im Schien vum elektrische Licht e mordsmäffiger Effekt gemacht hett, un wie noch sinne Angawe run eim vun de süerichterlichste Tiger in Afrika g'stammt isch. Wie d'r Händler schon ziemli wild in d'Welt g-löeijet hett, ze-n-isch e romantische Stimmung üewer d'Tischg'sellschaft kumme, un d'r Herr Dipfele hett, wie noch nie, mit sine Kenntnisse üewer wildie Tierer un speziell üewer d'Tiger geglängt.

„Was föell diß Fell koschte?“ hett do uff einmol d'r Herr Dipfele mit-eme Üesdruck vum-e Kenner g'röeijt. Un obschun d'Händler weni Elsäfferdisch un d'r Herr Dipfele weni arawisch

hett löennt, ze-n-isch d'Unterhaltung nooch und nooch in Fluß kumme, un m'r hett vun dem Halbwilde-n-erfahre, daß'r ari in ere Geldklemm isch, un daß er bereit wär, diß prächtig Tiger-fell, wo unter Brüeder töeifig Franke wert wär, for e lumpigi Summ vun 300 Fr. so ze sawe ze verschenke.

„For 300 Franke“ hett d'r Herr Dipfele als Sachverständiger gemeint „wär diß Fell g'schenkt, wenn ich so viel Geld uff m'r hätt, ze dät isch's uff d'r Stell kaufe.“

„300 Franke“ hett do einer vun d'r Tischg'sellschaft gemeint, diß isch viel Geld. Wenn der saat 300 ze gäbt-r's au for 100.“ — Üesg'schlosse“, hett do d'r Dipfel gemeint, „for 100 Franke ze dät isch's uff d'r Stell kaufe, awer so isch nit dran ze denke.“

Angerëijt durich's Urteil vun so eme große Sachverständige, wie d'r



Gemütliche Stunden

der Ausspannung, ein vergnügtes Wochenende und einen stimmungsvollen Feierabend bereitet die tonreine, klangvolle und formschöne

HOHNER - Mundharmonika

Besonders schön ist das Zusammenspiel in der Gruppe. Gute Literatur steht zur Verfügung.

Bebilderte Druckschriften unter Bezug auf diese Anzeige kostenlos und unverbindlich durch

Matth. HOHNER A. G. Trossingen

Württ

Herr Dipfele einer isch g'sin, hett finer Kolleg, der Herr Quätschle, d'r züe g'setzt: „Un isch dät's au nemme um dene Priß. Awer isch wott's nit risiere dem Mann so e Priß anzebiere.“

D'r pfiffig Händler, wie kenn Au vun dere G'sellschaft gewend hett, hett instiert, daß m'r m-e-n-Angebott gemacht hett, un schließlich hett'm einer g'saat, daß 100 Franke gebotte sin.

Do hätte-n-r awer denne Teppihändler solle säehn, wie der getobt hett. Gebrüelt hett'r, wie wenn im e Messer im Hals g'stäckt wär, un er hett gemacht, wie wenn d'r Geischt vum Tiger seli in ne ning'fahre wär g'sin. . . Es han alli am Tisch e Gänshütt bekumme. Ze güeter Letscht hett sich awer der wild Mann berüehigt, un er hett anfangen ze winsle un anzehalte, m'r soll im doch e-n-anständiger Priß mache un sini Notlau nit so unbarmherzig üesenetze süeche. Awer ohne Ergebnis, denn die zwei Liebhaber han nit meh wie 100 Franke im Sack g'hett. Wie der Algerier g'sehn hett, daß alli sini Küenschte nig nuße, ze hett'r schließlich mit Träne-n-in de n'Äue erklärt, daß 'r denne Tigerpelz e Gottesnamme for 100 Franke gän dät, wie'r ewe notwendi Geld sott han, daß'r awer durich diß G'schäft e rüniertes Mann wär.

Rüniert hin oder her, hett do d'r Herr Dipfele for sich gedenkt, un hett mit sechter Stimm erklärt, daß er for Francs 100 Käufer wär.

Do isch 'r awer schönen ankumme bie sim Kolleg Quätschle, wie b'haupt hett, daß er 's-erscht Angebott gemacht hätt. Die zweite wärde fascht hinter enander kumme. Nooch lang-n-üesenander-sezunge hett züe güeter letscht d'Tisch-g'sellschaft sestg'stellt, daß d'r Herr Dipfele 's-erscht Angebott gemacht hett, un daß er drum de Vorzug müeßt han.

D'r Herr Dipfele hett gegläntzt mit'm ganze G'sicht wie e Maitäfer, hett de 100 Franke-n-rüisgewischt un isch stolz

mit 'm Fell abgezöue, noochdem er dem Händler noch d'Händ schittle hett müehn un ihm Dank hett müehn saue for die groß Gnad, wie 'm widersahre-n-isch g'sin, durich dene-n-Ankauf vum dem Kabinetstück vum-e Tigerpelz.

Alli han de Herr Dipfele benied, un d'r Herr Quätschle, wie e Röejes hett g'hett wie e Hüß, daß er diß Fell nit bekumme hett, hett sich verschore, daß 'r de Herr Dipfele sin Lämme lang nimmi anlouje wurd.

Wie d'r Herr Dipfele heim isch kumme, isch sini Frau noch uff g'sin un hett 'ne mit ere kritische Mien empfangen, un wie sie gar erfahre hett g'hett, was ihr Mann for e G'schäft gemacht hett g'hett, ze n'isch-e Dunderwetter üewer denne arme Herr Dipfele niedergangen, daß'r gemeint hett, er müeßt in de Erdsgrundsodde nin versinke. 's Schlimmst hett awer noch kumme sölle. Am andere Morje, wie d'Knechts uffgewacht sin, ze hett'ne d'r Babbe ganz gewalti mit sim Fell imponiere welle, un er hett g'hoift wenigstens bi sinere Noochkummeschaft 's Verständnis for diß Fell ze finde, wie sinere Frau so ganz un gar abgange-n-isch. Awer ja do! — Fehlg'schosse! —

„Was, Babbe, diß soll e Tigerfell sin?“ hett d'r zwölfjährig Hansel gemeint un hett bedenklich mit'm Kopf g'schüetelt.

„Ei, was denn sunscht?“ hett do d'r Babbe-n-ärjerlich gemeint.

„Ei, Babbe,“ hett do d'r Hansel züer Antwort gän, „diß isch nit güet möejlich, d'Tiger sin jo g'streift, un diß Fell hett jo nig wie großi Dupse.“

D'r Herr Dipfel eisch kridewiss worre, daß 'ne d'r Schlaa nit getroffe hett, isch alles g'sin. Er hett sich uff-e Stüehl falle loon un hett ganz kleinlüt gemeint: „Hansel, dü heisch recht, diß haw-isch in d'r Uffreijung ganz üewer-säehn g'hett. 's schient ehnder e Fell vum e Leopard ze sin.“

„So, un dü schiensch e Kamel ze sin, hett sini Frau wüetig d'rzüe g'seht.“

D'r Herr Dipfele hett die Bemerkung rüehig ing'steckt, hett Brehm's Tierläwe hervorg'holt un hett anfangs ze stüdiere, wie herzwüeti; er hett jüst güet d'r Zitt g'hett, wie er grad

Ferie hett a'hett. Awer ja do, je meh daß 'r stüdiert hett, je meh isch's 'm flor worre, daß diß Vieh ewe so weni e Leopard as e Tiger isch g'sin, un daß uerhaupt kenn einzige B'schriewung uff sin Fell gepaßt hett, sodaß er sich g'röujt hett, ob diß Fell

Elektrische Geräte im Haushalt

sind angenehm
sparen Zeit und Geld

Elektrizitätswerk Strassburg

A.-G.

Strasse des 19 Juni — Tel. 209.47 - 202.48



DAS **Opferessen**
des Reiches



Kopfschmerzen verschwinden schneller

wenn man nicht nur den Schmerz, sondern auch dessen Ursache bekämpft. Nehmen Sie dazu Melabon, das die Nervenzellen beruhigt und, indem es für bessere Durchblutung der Hirngefäße sorgt, Gefäßkrämpfe löst. Ein derart wirksames Mittel blist natürlich schneller und anhaltender als wenn die Schmerzen nur betäubwürden. Packung 35 Pfg. in Apoth.

Gratis

Verlangen Sie unter Bezugnahme auf diese Anzeige eine Gratisprobe Melabon von Dr. Reinfelder & Co., Laupheim

A 214

vielleicht gar am End vum e vollständig unbekannte Tier herestamme köennt.

Endlich, um sim Zwiesel e-n-End ze mache, ze hett'r sin Fell zammegepact un isch in de erschte beschte Pelzlade d'rmit g'hirzt, um's dort züem Verkauf anzubiete. Er hett gedenkt, diß isch d'r bescht Waj, um sich endlich Klarheit ze schaffe, un um ze-n-erfahre, was for e merkwüerdigs Tier in dem Fell g'steat müeß sin, wie nieris in Brehms Tierläwe ze finde-n-isch g'sin. Schüchtere hett'r sin Anleijes vorgebrocht. D'r Pelzhändler hett 'ne zericht verwundert üewer sini groß Brill nües abg'schägt, um ze sehn, ob 'r-'s mit 'me Mensche ze düen hett, wie normal isch, drno isch'r in-e Gelächter usgebroche, daß d'Wänd gewackelt han. Un do hett denn d'r güet Herr Dipfele-n-erfahre müehn, daß diß Tigerfell üs Gaisefell zammege'setzt isch g'sin, wie kunstvoll großi brüni Dupse druff schabloniert sin g'sin. Koschtepunkt: zwanzig bis drissig Franke-n-im Handel!

D'r Herr Dipfele hett lang gebrücht, bis'r sini fünf Sinn widder binand hett g'hett. Es isch ze viel g'sin, was'r do innerhalb vierezwanzig Stunde erlebt hett g'hett! — Uff einmool isch'm e rettender Gedanke kumme, un in d'r Mittaszytt hett'r sich uff de Waj gemacht züem Herr Quätschle, wie sich doch so mordsmässig d'riewer g'ärjert hett g'hett, daß'r diß Fell nit bekumme hett. Mit d'r schienheiligscht Wien vun d'r Welt hett'r 'm erklärt, daß'm d'Frindschaft vum Herr Quätschle doch wertvoller wär, aß wie diß Tigerfell, un daß er drum sich desidiert hett, im Herr Quätschle diß wertvoll Objekt ze-n-üewerlon.

D'r Herr Quätschle hett im Herr Dipfele for die nowel G'sinnung gedankt, hett awer erklärt, diß Opfer vun sim lieve Frind nit annemme ze köenne, so arig, daß der au druff gedrungen hett. D'r Herr Quätschle un die andere Tischgenosse han nämli glich

noochdem d'r Herr Dipfele-n-am Dwe vorhere 's Lokal verlon hett g'hett, wum e Herre, wie denne Handel mit ang'sehn hett g'hett, sich belehre lon, daß der Tiger wie diß Fell geliffert hett, üs d'r beliebte Familie vun de Gaise g'stammt isch. —

Betrüebt isch d'r Dipfele wieder mit sin Fell abgezöue. Am liebschte wär'er nooch dem katastrophale Zammebruch üewerhaupt nimmi he-m, so schwer isch sin Züetrouje in sich selwer, in d'Mensche un d'Tierer un speziell in d'algerische Pelzhändler ers'üettert g'sin. Awer was mache? D'besser Insicht hett d'Owerhand geb'halte, un wie wenn'r g'stohle hett g'hett, isch'r in sinni Wohnung g'schliche, wo er vun sinnere Frau mit ere neije Brandredd empfangen worre-n-isch.

Wer de Schade hett, brüecht for de Spott nit ze sorje. Uff'm Büro hett'r als e Gemäckers vun Gaise höere müehn, wie'm als durich Marik un Bein a'fahre-n-isch. Sinner ganz Rüef als Kenner vun de erotische Tierer isch for alli Zytte sütsch g'sin, un for lütter Sticheleje hett'r kenn rühigi Stund meh g'hett. Schweri Traim han'ne als z'Nachts geplöujt, wo'r heldische Kämpf mit Tiaer un Gaise-n-üszefechte g'hett hett, kurzum, es isch e Jammer g'sin, was'r alles durichzermache hett g'hett. —

D'schöenscht Üewerrajchung isch'm awer for siner nächst Geburtsdaa uffg'hebbt g'sin, indem e großes Paket for ihne-n-ankumme-n-isch. Un was isch drinne g'sin? — E stintischer Kinjelepelz mit 'm-e Begleitschriewe, wi drinne ze lese-n-isch g'sin: Im berühmte Tierforscher Dipfele schickt diß Pantherfell sini Bereherer for sini Sammlung. Sie hätte-n-im gern au noch's Fell vum gröeschte Kameel g'schickt, wie's je gän hett, awer es lebt noch! —

„Expedition Gregg.“

Eine amerikanische Geschichte von K. L.

Die „Home“ fährt mit vollem Motor die niederkalifornische Küste entlang nach Süden. Das Wetter ist herrlich. Auf Deck sitzt eine Gruppe von mehreren Personen zusammen. Mc Avoy sieht ab und zu die Angeln nach, die er über die Reeling gelassen hat, aber es beißt nichts an. Dazwischen flegelt er sich in einem Deckstuhl und beginnt seine Geschichte:

„Ja, das kam alles, weil mein Vater so früh starb. Der ist nämlich unter 'ne Lokomotive gekommen. Ich war ja nicht dabei, aber sie haben's mir erzählt. Er stand da auf dem Geleis und verteilte die Steine schön glatt zwischen die Schienen: Das ist nämlich 'ne Kunst, müssen Sie wissen. Und auf einmal kommt die Maschine und fährt ihn tot. Die durste gar nicht kommen. Jack Morton hat's mir genau erzählt. Die war außer dem Fahrplan. Da sollte der Präsident mit abgeholt werden. Und da haben sie im Bahnhof gemeint: So 'ne kleine Kotte, da brauchen wir nicht noch all den Strom verbrauchen, um zu telephonieren. Und dann taten sie's eben nicht.“

Ich war nun das einzige Kind von meiner Mutter. Was soll man mir für 'ne Bildung geben, wie sie heute sagen, für so'n kleinen Jungen, der mit zehn Jahren Drops auf der Station verkauft, und im Sommer auf die Farmen arbeiten geht, und in die Fabriken, wenn sie im Betrieb sind! Ja, und meine arme Mutter, die ging waschen; das ist wahr, das kommt nicht bloß in schönen Gedichten vor, das ist 'ne verdammte harte Arbeit.

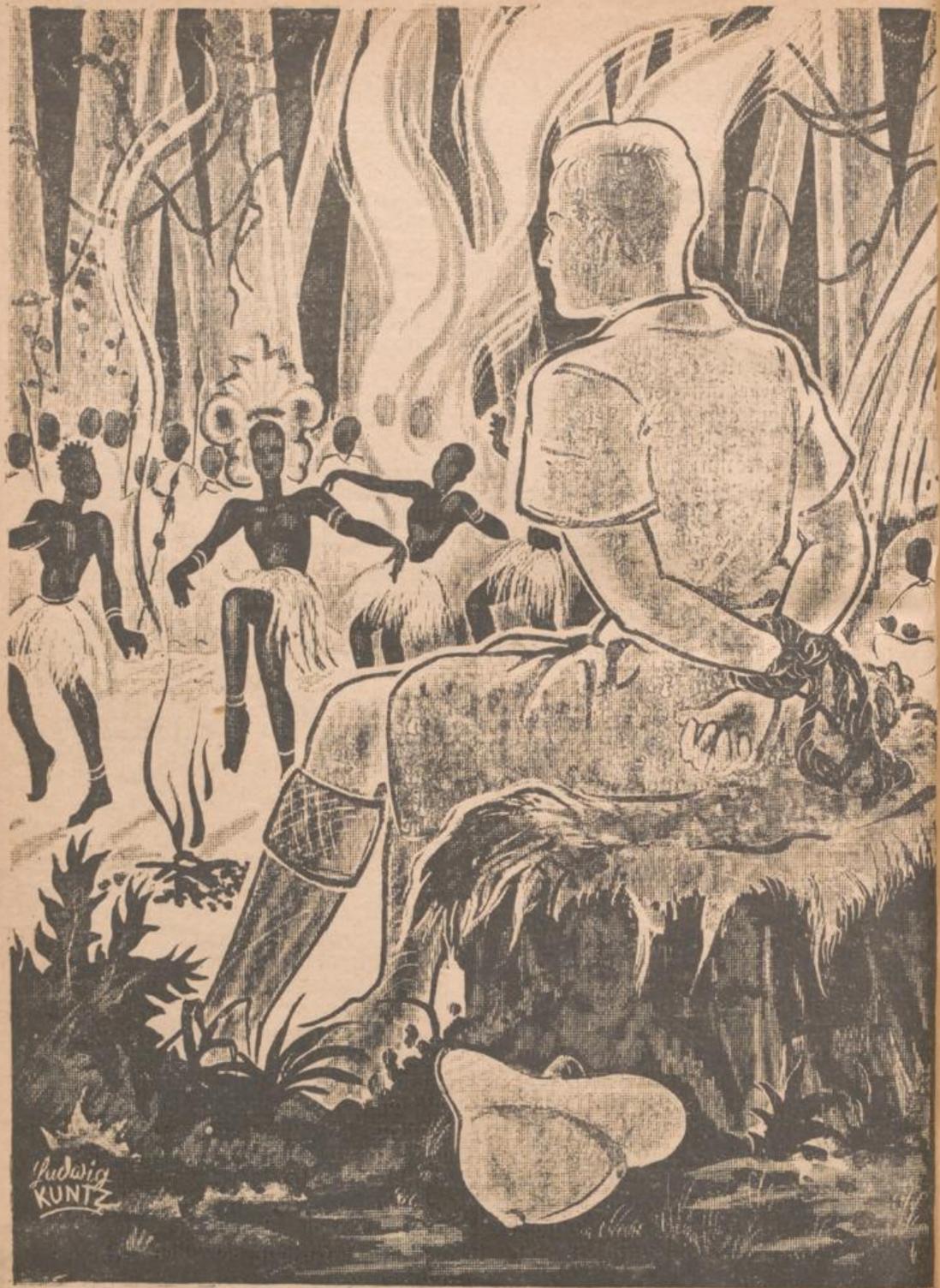
Ich hatte in einer Munitionsfabrik in St. Louis gearbeitet. Schön verdient hab ich da, das muß ich sagen. Aber eines war unangenehm: Die Dinger flogen so merkwürdig häufig in die Luft.

Ich dachte, besser ist's, du gehst in die Armee, da siehst du was, lernst Land und Leute kennen, das ist immerhin viel für einen kleinen ungebildeten Jungen. Und wenn dir dann bei einer etwaigen kriegerischen Handlung was zustößt, dann nicht so blöd mit 'ner ganzen Fabrik, wo du nicht mal auf-fällst, und bloß die Werkmeister mit Namen in die Zeitung kommen, sondern dann kannst du stolz und mutig dem Tod ins Auge blickend fallen. So stand auch auf den Werbe-Plakaten und noch viel mehr und jedenfalls: ich ging in die Armee!

Wir waren ein ganzer Haufen Jungens und das war sehr lustig. Nach der eigentlichen Ausbildungszeit wurde es langweilig, wir taten nur herumsitzen und Griffe klopfen und Basketball spielen. Ich war ganz froh als es hieß, wir können nach den Philippinen.

Dann ging ich noch mal meine Mutter besuchen; die war ganz stolz auf mich. Und ich schickte ihr immer Geld, daß sie nicht mehr brauchte waschen zu gehen.

Und dann fuhr ich weg nach den Philippinen. Zuerst war ich in Manila. Aber das war wie in Amerika, bloß heißer. Und das ist verdammt unangenehm wegen dem Dienst. Außerdem lagen wir alle paar Tage in Alarm. Generalmajor Wood, der damals Gouverneur war, hatte dauernd Krach. Mir kann's ja egal sein, wenn ein militärischer Zivilgouverneur Krach mit andern hat, aber er soll mich wenigstens in Ruhe lassen. Als darum gefragt wurde, wer sich für'n Aufsenkommando interessierte, hab' ich mich gemeldet. Das war 'n schöne Fahrt per Schiff und die Boys, die dagewesen waren, saaten, daß der Dienst sehr gemütlich wär'.



..... dann wurde ich wieder auf den Dorfplatz geholt und in die Mitte gesetzt!

Leider hatten sie nicht gesagt, daß die Gegend vollkommen unzivilisiert ist. Und dabei war ich ungebildeter Junge dahin gezogen, um was zu lernen. Wirklich, gestriekt wurden wir nicht, und Leutnant Gregg war n' sehr anständiger Kerl.

Wir hatten eben bloß dazusein, um zu zeigen, daß Mindanao den Vereinigten Staaten gehört. Und dafür zogen wir manchmal die Flagge auf und fangen die Nationalhymne. „Das koloniale Heer besteht, um nicht einzugreifen“, sagte Gregg immer. Ich frag' mich, warum wir dann überhaupt ausgebildet werden. Denn im Ernstfall genügt es ja doch nicht. Der arme Gregg war 'n guter Kerl!

Da kam nämlich eines Tages 'n Eingeborener nach Cottabato und sagte, daß sie 'ne Frau totgeschlagen hätten. Ich glaube 'n Mandana war es. Ich weiß nicht, warum er gerad' nach Cottabato kam, aber Gregg meinte, daß er der Liebhaber von der Frau gewesen war. Und nach dem Stammgesetz — die Eingeborenen sollen nämlich schon Gejeze haben — wurde die Frau mit einem Knüppel totgeschlagen. Das muß der Häuptling tun. Die Frau wird festgebunden und dann mit nem guten Schlag, knack — aus ist's!

Gregg ging zu dem Gouverneur und sagte ihm das. Und der Gouverneur sagte, daß das schon der vierte Fall in zwei Jahren sei, daß die Eingeborenen vergessen, daß in Cottabato Staatentruppen stehen.

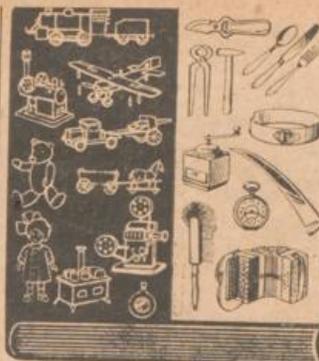
's schien also mit dem Singen im Fahnenaufziehen nicht genug zu sein.

„Gregg“, sagte der Gouverneur, „wir müssen ein Exempel statuieren. Wieviel Mann haben Sie hier?“

„Einen Zug“, sagte Gregg.

Ich hab' das nämlich alles gehört, weil ich vor der Türe stand, müssen Sie wissen.

Und dann bekam Gregg den Auftrag, mit 25 Mann in das Dorf zu ziehen und die Täter festzunehmen und



Umsonst

und portofrei erhält jeder den großen Hauptkatalog üb. Stahl-, Gold-, Silber-, Nickel- u. L. d. w. n. Werkzeuge, landwirtsch. Haus- u. Küchengeräte, Uhren, Musikinstrumente, Kinder-Spielwaren, Christbaumschmuck usw.

Schreiben Sie sofort eine Postkarte an

Emil JANSEN

Stahlwarenfabrik
und Versandhaus
Solling-Wald 1602

Gegen KOPFSCHMERZEN

Migräne, Zahnschmerzen, Ohrenscherzen, Influenza, Grippe, Rheumatismus und alle Erkältungserscheinungen. Schmerzen während der Periode. Nehmen Tausende von Personen da. überall bekannte

Cephalin NOTH

ein Hausmittel ersten Ranges, vollständig unschädlich, leicht zu nehmen und ärztlich empfohlen und das in keiner Familie mehr fehlen darf — Zu haben in allen Apotheken oder direkt vom Hauptdepot „JUNGFRAU-APOTHEKE“, Strassberg i. Elsass, Gewerbslauben 42, — Schächel 63 Pfg.

Gegen Magerkeit



versuchen Sie die bewährten **St.-Martin-Dragees**. Meist in kurzer Zeit merkliche Gewichtszunahme, vollere Körperformen, frisches Aussehen, stärken Arbeitslust, Blut u. Nerven. Auch für Kinder völlig unschädlich. — Hergestellt unter Aufsicht eines staatl. approb. Apothekers. — Viele Dankschreiben. — Päckg. **2,50 M.** Kur (3 fach) **6,50 M.** Prospekt gratis!

Willi Neumann, Berlin N 65 Malplaquetstr. 24 (897)

Herzleiden

wie Herzklopfen, Atemnot, Schwindelanfälle, Arterienverfäls., Wasser sucht, Angstgefühl flucht der Arzt fest. Schon vielen hat der bewährte **Goldbol-Herzsaft** die gewünschte Besserung u. Stärkung des Herzens gebracht. Warum quälen Sie sich noch damit? Pkg. 2.10 M. in Apoth. Bestellen Sie sofort kostenfreie Aufklärungsschrift von Dr. Renischler & Co., Saupheim

A 214

nach Cottabato zu bringen. Wir erhielten nach langer Zeit zum erstenmal wieder scharfe Munition und zogen ab. Zuerst wollte der Mann, der uns den Vorfall mitgeteilt hatte, nicht mitgehen. Er sagte, sie würden ihn kaltmachen, wenn er ihnen die Truppen auf den Hals brächte. Das fand ich auch. Aber Gregg ließ ihn festbinden und er mußte mit.

Anfangs ging es noch. Im Tal vom Dantana sind nämlich bis ziemlich weit rein Reisfelder und Plantagen. Es gibt zwar keine schönen Straßen, aber die Wege, die die Eingeborenen getreten oder mit Latten gelegt haben, sind ziemlich praktikabel. Oh, dann wurde es aber scheußlich! Oben am Buluansee mußten wir im Morast lagern und Mücken waren da! Unter Tags marschierten wir bis über die Füße in glitschigem, unsicherem Dreck und von oben goß es jeden Nachmittag, daß wir auch am übrigen Körper naß waren. Ich bin ja kein banger Kerl, aber wenn man nachmittags so unter Donnerrollen und Regen durch den Sumpf wadet, und es ist dumpfig und qualmt aus allen Lachen, und man wartet auf irgend 'n böses Tier oder 'n wilden Negerstamm, der aus den Büschen bricht, dann weiß ich wirklich nicht, ob das Zittern in den Beinen bloß von 'nem zufälligen Erdbeben ist. Ich hab' später im Gefängnis von Trendham 'was über'n Dschungel gelesen: Das Ganze wird da Dschungelzauber genannt. Na, von mir aus!!

Am sechsten Tag mußten wir die Gewehre immer bereit halten, denn der Führer sagte uns, daß wir in der Nähe des Dorfes wären. An dem Tage hörten wir auch 'n paar mal die Trommeln brummen, aber man soll sich da sehr täuschen mit der Entfernung, und das konnte noch weit sein. Am Nachmittag wollten wir Camp machen. Wir suchten gerade so'n bißchen in der Runde nach 'nem trockenen Platz, vielleicht fünfzig Schritt waren wir noneinan-

der, nicht mehr, und plötzlich hörte ich Allenstein brüllen. Das war auch einer von den Jungs. Ich sah nach ihm hin, aber es waren Blätter davor. Und in dem Augenblick füllte ich plötzlich 'n Stich im Arm. Ich guck' hin und seh' 'ne gefiederte Pfeilspitze, die vorher nicht da war. Dann piff Gregg aus dem Gebüsch. Ich rannte dahin, den Pfeil im Arm und drehte mich ab und zu um und schoß. Dann sah ich auf einmal einen Burschen hinter einem Stamm stehen. Eh' ich mein Gewehr auf ihn los hatte, warf er 'nen Speer nach mir. Im letzten Augenblick duckte ich mich nieder und das Ding flog hart über meinen Kopf weg. Das war aber noch nicht alles. Über mir raschelte es und im selben Augenblick fiel mir 'was auf den Kopf. Es war ein Vogel, aber ich hab es erst nachher gesehen. Das Vieß stieß mir den Helm vom Kopf mit den Flügeln und krallte sich mit einem Fuß in meine Haare, mit dem andern in die Backe. Hier können sie noch die Narbe sehen. Ich machte rasch die Augen zu und versuchte, die Krallen loszubekommen. Als ich sie wieder aufmachte...

„Halt!“ unterbrach sich Mc Avoy, „da heißt einer an.“ Damit sprang er an die Keeling.

„Erzählen Sie noch weiter, lassen Sie den dummen Fisch,“ baten die gespannten Zuhörer.

„Dummer Fisch? Ich wette, das is 'n Riesenrochen! Suchen Sie mal den Schaum!“ erwiderte Mc Avoy, „ohne sich stören zu lassen.“

„Ha! Komm 'raus du Flegel; ich hab' ihn,“ entzückte er sich weiter und nestelte an den Leinen. Verd..., da is er weg!“

„Erzählen Sie doch um Gotteswillen weiter, es war gerade so eine rasende Spannung. Sie sind unhöflich.“

„Na, um bei ihnen nicht in schlechten Ruf zu kommen, muß ich Ihnen die Wahrheit sagen; wirklich, ich kann nicht lügen. Ich hab das bloß getan, um die

BEINWUNDEN . . .

Krampfader, Beinschäden, Salzfluss, Krampfadern, Geschwüre, Venenentzündungen und Beinwunden sind häufig auftretende Leiden, deren Heilung wegen der Unmöglichkeit einer absoluten Bewegungseinschränkung ausserordentlich schwierig ist. Wenn Sie die Anwendungsweise der gesetzlich geschützten



AGATHOL-SALBE

BAUME SAINTE-AGATHE

genau befolgen, werden Sie mit diesem erstklassigen Wundheilmittel nicht nur in wenigen Tagen eine auffallende Besserung Ihres Leiden; und Abnehmen der Schmerzen feststellen, sondern Sie können mit Gewissheit auf rascheste Heilung und Vernarbung zählen. Der von Generationen anerkannte Wert dieses Präparates liegt in der Tatsache dass es nicht nur

absolut frei von reizenden oder ätzenden Bestandteilen ist, sondern, dass es das alle Entzündungsprozesse hemmende und eindämmende Agathol enthält, welches in hervorragender und bisher unerreichter Weise die Granulation, d. h. die Bildung neuer Gewebezellen fördert, worauf letzten Endes der Heilprozess und die Vernarbung aller Wunden beruht.

In allen Apotheken erhältlich

Bei Entmineralisierung, Verfall der Kräfte, Schwächeständen des Alters, Appetitlosigkeit,

Blutarmut, Nervenschwäche (Neurasthenie), Bleichsucht, Abmagerung, Blutzirkulationsstörungen (hoher Blutdruck), geistiger und körperlicher Ueberarbeitung, Asthma, Arteriosklerose, Rekonvaleszenz bringt eine Kur mit dem «Zellennährstoff»

„PHOSKALZIUM“

glänzende Resultate. PHOSKALZIUM ist die wissenschaftliche und vollkommene Komplex-Kräftigungskur, der unersetzliche Spender vitaler Energien für den Gesamtorganismus.

Phoskalzium kann tropfenweise in einer beliebigen Flüssigkeit oder als Phoskalzium-Wein (ein Fläschchen ergibt 2 Liter Kraftwein) genommen werden und ist in allen Apotheken erhältlich.



Spannung zu erhöhen. Das war gar kein Fisch.“

Er setzte sich wieder zufrieden in seinen Deckstuhl und fuhr fort:

„Als ich die Augen wieder aufmachte, sah ich vier Mann vor mir am Boden liegen und so was wie: „Simoco, Simoco“ rufen. Ich dachte zuerst, ich sei mit dem Pfeil vergiftet und träumte, aber da lag der tote Vogel mit dem Speer, der für mich bestimmt war, und aus dem Dickicht schoß es noch und dann rief einer, ich glaube es war Gregg selber, scheußlich um Hilfe. Er mußte tödlich getroffen sein. Noch wochenlang ist mir das Geschrei nachgegangen. Denn Gregg war wirklich 'n feiner Kerl.“

Der Hilferuf erinnerte mich daran, in was für 'ner unangenehmen Situation wir waren und ich griff nach meinem Gewehr. Aber sie nahmen's rasch weg und banden mich fest. Dann wurde ich auf 'ne Art Bahre gesetzt und weg-

getragen. Dem Vogel machten sie auch 'n Blätterpalantin und trugen ihn mit.

Es wurde grad dunkel, als wir im Dorf ankamen. Große Feuer wurden angezündet und alles lief zusammen, um mich anzugucken. Ich bekam was zu essen, aber zuerst wollte ich nichts essen. Es konnte ja vergiftet sein, müssen sie wissen. Inzwischen kamen 'ne Art Häuptling und 'n junge Frau und verbeugten sich vor mir. Ich glaube, wenn ich nicht so in einer verdammt fihlichen Lage gewesen wäre, hätte ich das Girl ganz hübsch gefunden. Außerdem war sie nicht so schwarz wie die Filipinos, die ich bis jetzt gesehen hatte, sondern für 'ne Wilde außerordentlich weiß. Leider verstand sie kein Englisch und ich konnte mich nicht darauf verlegen, sie weich zu machen und mich auskneifen zu lassen. Zuerst sagte der Häuptling was zu mir, dann auch die Frau, wobei sie beide sich immer verbeugten und „Bilitic“ sagten.

Dann wurde ich wieder auf den Dorfplatz geholt und in die Mitte gesetzt. Das Girl kam mit noch 'ner Bande Mädchen und sie fingen an zu tanzen und zu singen. Das ist was anderes als die Indianergeschichten, die gar nicht wahr sind. Bei uns sind die Indianer alles schmierige, verstoffene Leute, die man nicht anrühren mag. Aber hier, da waren sie noch richtig wie in Büchern. Leider erinnerte mich das daran, daß sie mich für n'en Marterpfaß vorbereiteten. Ich dachte an meine Mutter, der ich immer das Geld schickte, damit sie nicht mehr waschen zu gehen brauchte und das war nun aus. Nachdem die Girls so 'ne halbe Stunde herumgesprungen waren, brachten sie 'nen Gefangenen. Erst dachte ich, es wär' einer von unserm Zug, aber als das Feuer ihn mal gut beleuchtete, sah ich, daß es der Kerl war, der mit dem Speer nach mir geworfen hatte. Das tat ihm gut.

Der Häuptling und noch 'n paar Männer führten ihn in ein Haus, in dem auf 'nem Stein der tote Vogel lag. Nach einiger Zeit kamen sie wieder 'raus und zeigten mir und dem ganzen Stamm den Kopf. Blat abgeschlagen! Das war ja nun nicht gerade geeignet, meinen Mut zu heben, obwohl ich nicht recht wußte, warum sie den dafür, daß er 'nen Vogel getroffen hat, kaputt machten.

Dann wurde 'n kleines Schwein in der Mitte von dem Platz geschafft und der Häuptling machte 'nen Schnitt in den Hals und an 'nem Speer hielt man die Hinterfüße von dem Schwein in die Höhe. Und wie das arme Vieh blutete und schrie und quiekte, kam das Mädchen, das bei mir gewesen war, 'rangelaufen und leckte das Blut auf. Scheußlich so 'was. Und dann folgten all die andern und der Rest vom Stamm, und es war, als hätten sie Schnaps getrunken. Sie fingen an zu singen, zu tanzen und noch andere Dinge zu tun. Man konnte auf einmal

meinen, in 'nem billigen Nightklub von Frisco zu sein, so schlecht benahmen sie sich. Endlich gingen sie langsam weg oder schliefen direkt auf dem Platz. Mich hatte man ganz vergessen. Erst am nächsten Morgen kam der Häuptling und brachte mich in ein besonderes Häuschen aus Stangen und Gras, und zwei Mann wurden davor gesetzt. Da mußte ich nun wohnen.

Ich blieb 'ne lange Zeit da, genau weiß ich nicht mehr wie lange, ich hatte nämlich erst nach 'ner Woche oder so daran gedacht, zu tun wie der Robinson Crusoe, mit 'ner Riße in 'n Holz zu schneiden. Ich bin ja 'n ungebildeter Junge gewesen, aber mit der Zeit lernte ich doch 'was verstehen, von dem, was sie sprachen. Ich erfuhr auch, wie so sie dazu gekommen waren, mir nichts zu tun. Das kam bloß wegen dem Vogel!

Das is nämlich 'ne Art Taube, die bei ihnen als heilig gilt, müssen sie wissen. Und das war das Wort: „Simoco“. Und der, der 'n Speer auf mich warf, traf die heilige Taube und mußte geköpft werden. Als aber das Vieh so prompt aus dem Baum auf mich gefallen war, meinten sie, ich sei auch 'n Gott, und darum wurde ich mitgenommen und in das Grashaus gesetzt. Und die Schweineschlachtereier war 'n großes religiöses Fest gewesen!

Einmal sah ich den Häuptling mit 'ner Soldatenmarke im Ohr, und ich fragte ihn, was aus meinen Kameraden geworden wäre. Der Burjsche verriet es nicht. Aber mit der Zeit entdeckte ich 21 Marken, außer meiner, die weg war. Die waren also wohl tot. Im Dorf selbst waren auch 17 von unserm Gewehren und Patronengürtel und Reste von den Uniformen. Die Achselstücke von Gregg trug 'ne Frau als Lendenschürze! Sie war so stolz darauf, daß se nichts anderes mehr anziehen wollte. Ich selbst trug auch nur noch 'n Lendenschurz von meiner Hofe, alles andere war weg.



Kranksein ist nicht nötig!

Die bewährten Herbaria-Heilkräuter-Tees brachten schon vielen die Gesundheit wieder. Das beweisen zahlreiche Dankschreiben über die guten Erfolge, z. B. bei

| | |
|---------------------|---------------------------|
| Arterienverkalkung. | Husten und Verschleimung, |
| Asthma, | Blasen- und Nierenleiden, |
| Gicht und Rheuma. | Leber- und Gallenleiden, |
| Herzleiden, | Hämorrhoiden, |
| Nervenleiden, | Kropfleiden, |
| unreinem Blut, | Darmträgheit. |
| Magenleiden, | |

Aus der Dankschreiben-Waage:

- Nr. 44 7.2.38. Gleichzeitig möchte ich an dieser Stelle bemerken, daß mein Rheuma-leiden schon beim 4. Paket gänzlich verschwunden ist. Ich bin Ihnen sehr dankbar und werde stets bemüht sein, jedem, der an Rheuma leidet, Ihren Tee zu empfehlen.
Hl. Spalteneu (Ostpr.) geg. Friedrich Oleschewski Zolassistent.
- Nr. 66 12.11.36. Rana frei durchatmen und fühle mich viel wohler als früher. Selbst mein Kassenarzt, von dem ich mich im Jahre dreimal untersuchen lasse, freut sich, daß der Lungensund immer besser wird. - Mit der Verwertung meines Dank-schreibens vom 12.11.36 bin ich einverstanden.
geg. Christian Schmitt,
Schafmeister.
- Nr. 68 18.6.38. ... muß Ihnen mitteilen, daß ich voll und ganz mit der Kräuter-mischung Nr. 68 zufrieden bin. Ich habe keine Schmerzen und kein Ziehen mehr im Magen und muß staunen, daß ein Paket Kräutermischung solche Dienste tut. Ich kann von morgens bis abends wieder meiner Arbeit nachgehen. - Mit der Verwertung meines Dankschreibens vom 18.6.38 bin ich einverstanden.
Böck (Mecklenburg), 10. Oktober 1938
geg. Theo Manson.
- Nr. 80 13.1.37. Schon seit Jahren beziehe ich Ihren Nerventee mit bestem Erfolg. Ich kann ruhig behaupten, dieser Tee hat mir wieder Lebensfreude verschafft. Ich bin ein gesunder Mensch geworden. - Mit der Verwertung meines Dankschreibens vom 13.1.37 bin ich einverstanden.
geg. Leopold Kramß,
Bauartifel.

Herbaria-Tees sind auch als Pulver, Kapseln, Tabletten, Dragees und Säfte erhältlich in den Apotheken oder durch meine Versand-Apotheke. - Lehrreiche Broschüre kostenlos.

Herbaria Kräuterparadies · Alfred Belzner
Philippshurg (Bd.) K 1045/41

Mit der Zeit wurde das mir aber langweilig, bei den Wilden „Lieber Gott“ zu spielen und ich dachte nach, wie ich fliehen könnte. Ich machte mich an die Priesterin heran und beschwätzte das Mädchen mit meinem Kauderwelsch, daß sie mich freilassen sollte. Aber sie hatte Angst.

Ich wußte gottseidank ziemlich genau, wo ich war, 's mußte südöstlich vom Buluansee sein. Leider war keine Karte im Dorf. Aber ich hatte noch so viel vom militärischen Kartenlesen behalten — das einzige, was bei dem ganzen Zauber mir was genützt hat —, daß ich wußte, am leichtesten käme ich nach der Südküste. In Macar war sogar 'ne amerikanische Plantage, wenn ich mich recht erinnerte.

Da das Mädchen nicht mitmachen wollte, fragte ich sie wenigstens den Weg nach der Küste aus. Sie wußte zwar auch nicht viel, aber so 'n paar Dörfer weiter würde ich damit schon kommen. Ich fing an, meine Provorräte zu sparen und nach zwei Wochen hatte ich genug, um vielleicht acht Tage auszukommen. Außerdem kannte ich 'n paar Pflanzen, sodaß ich was pflücken konnte.

In einer Nacht kroch ich hinten durch die Mattenwand und verschwand im Tempel, der neben meinem Haus lag. Dort verwahrte nämlich der Zauberer mein Gewehr und vielleicht sogar Munition und Streichhölzer. Ich nahm das mit und rannte weg. Ich hab' Ihnen schon mal gesagt, wie unangenehm unser Marsch im Dschungel war. Aber was jetzt kam, war schlimmer. Allein nachts, auf kaum sichtbaren Wegen sich durch 'n Urwald winden, das ist noch tausendmal blöder. Am Morgen sah ich 'n Dorf. Leider war nicht, wie in den Staaten, drangeschrieben, wie's hieß. Ich kroch drum herum und ging weiter. Ich ging immer weiter. Manchmal hörte ich die Männer von 'nem Dorf jagen oder die Frauen auf der Suche nach Honig singen, aber niemand sah mich. Manchmal schoß ich

'nen Vogel und machte mir, nachdem ich mit den im Tempel gestohlenen Zündhölzern ein Feuer anzündete, 'nen Braten davon. Aber es war doch 'ne verdammte scharfe Diät. Am neunten Tag endlich kam ich an die Küste. Ich mußte noch 'n paar Stunden weit am Strand laufen, bis ich menschliche Wesen erblickte. Dann kam ich an ein Dorf, bei dem 'ne chinesische Dschunke lag. Ein Chinese ist zwar kein zivilisierter Mensch, wie sie sagen, aber ich war doch froh, daß ich ihn fand. Das war immer besser, als wenn Wilde die Schweine schlachten und das Blut davon lecken und sich dann schlecht benehmen.

Ich fragte den Chinesen, ob er mich mitnehmen könne. Zuerst wollte er nicht, aber dann erzählte ich ihm die Geschichte und sagte ihm, daß ich gegen ihn was machen würde beim Gouverneur, wenn er mich nicht mitnähme. Er meinte, daß er direkt nach Celebes ginge und nicht über Davao oder Cotabato käme.

„Gut,“ sagte ich, „dann nehmen Sie mich eben mit nach Celebes, ich werde dann dem amerikanischen Konsul Bescheid sagen und Sie sollen noch 'ne Belohnung dabei kriegen. Um schnell weg zu kommen — da ich immer fürchtete, die Eingeborenen würden ihren geflüchteten Gott wieder zurückholen —, schuftete ich selbst noch 'ne paar Stunden, um die Ladung Kopra an Bord zu kriegen. Und es war mit 'nem großen Gefühl der Erleichterung, muß ich Ihnen sagen, daß ich Mindanao hinter mir verschwinden sah.“

In Matassar — das war nämlich die Stadt, wo wir landeten — ging ich direkt zum Konsul. Er sagte, meine Geschichte sei reichlich phantastisch; und ich finde, da hatte er recht; aber er wolle sich erkundigen. Ich könne in drei Wochen noch 'mal wiederkommen. Ich sagte, daß ich nichts zu leben habe, aber er meinte, darauf käme es hier nicht an.



Konjervengläser Marke REX, die Marke der tüchtigen Hausfrau!

Aufklärungsschriften kostenlos durch
REX - G. m. b. H., Oeflingen (Baden)



Zwei Tage arbeitete ich im Hafen, aber es ist 'n scheußliches Gefühl, als zivilisierter Mensch, wenn ich auch nur 'n ungebildeter Junge war, zwischen braunen Kulis zu arbeiten. Gottseidank kam dann Jenkins vorbei (aber diese Geschichte werde ich einmal später erzählen) und, obwohl er erst in acht Tagen wegfuhr, zahlte er mir Vorschuß. So konnte ich leben. Dann fragte ich am letzten Tag noch 'mal beim Konsul, aber es war noch keine Antwort aus Manila oder Cottabato.

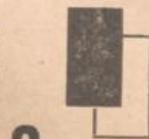
So fuhr ich eben weg mit Jenkins, zuerst nach Port Darwin und dann nach Wellington und von da nach Hongkong und endlich kamen wir auch nach Los Angeles. Ich schmuggelte mich an Land und versuchte nach Trendham zu trampeln. Es klappte ziemlich gut für den Anfang. Zweimal allerdings erwischten sie mich und warfen mich vom Zuge. Sehen Sie, hier den steifen Finger, den hab' ich davon übrig behalten. Aber endlich kam ich nach Trendham. Ich fragte nach meiner Mutter, aber sie sagten mir, daß sie schon lange gestorben war. Da ging

ich zum Bürgermeisteramt und sagte, daß ich Robert Mc Avoy wäre! Aber der Bürgermeister guckte mich an und sagte, so'n Schwindel sei ihn noch nicht vorgekommen. Dann zeigte er mir 'n Buch. Da stand's drin: Mc Avoy † und mit 'nem Datum. Ich fragte den Bürgermeister, was der Blödsinn solle und er schrieb 6 Dollar auf, wegen Beleidigung der Amtsperson. Schließlich holte er den Friedensrichter, auch 'nen neuen, den ich nicht kannte und sie beratschlagten und sagten, sie wollten mir 'ne Chance lassen.

Ich wurde an 'nem Sonntag morgen offen auf dem Markt ausgestellt und die Leute sollten kommen und sagen, wer ich bin. Ich frage Sie bloß: Hatte es nun 'n Zweck, daß ich bei den Wilden weglaufe, um hier auch ausgestellt zu werden? Bei den Manayas bekam ich als „lieber Gott“ doch wenigstens noch zu essen, aber in Trendham nicht 'mal 'n verschrumpeltes Krüftchen Brot. Ich sah bei den Leuten, die um mich rum waren auch 'n Freund von mir, Eric Rossings hieß er, und rief, er solle kommen und sagen, daß ich „ich“

MAL- u. ZEICHENBEDARF

SCHULHEFTE



SCHREIBWAREN
f. SCHULE u. BÜRO

FÜR DIE SCHULE

**Verlagsbuchhandlung
zum Münster A. G.**

**SpieBgasse 34 / Münsterplatz 21
STRASSBURG**

Sicherer Tod allen Schnecken-



-Schnecken-
tod

Geprüft und anerkannt
Neue Urteile:
Am 8. 5. 39 aus Lichtentanne: Mit 125 g auf 200 qm
in der 1. Nacht 1250 tote Schnecken, in der 2. Nacht
860 tote Schnecken. Curt Kropitzsch
Am 18. 4. 40 aus Bensheim: Heute morgen bereits 81
Schnecken gefangen. Ausgelegt 2 g Peco-Schnecken-
tod abends zuvor. Großartig! L. Meier
Am 22. 5. 40 aus Bensheim: Vom 24. April bis 10. Mai fing
ich 1291 Schnecken, an einzelnen Tagen über 200
Stück. L. Meier, Oberlehrer a. D.

25-g-Beutel 20 Pfg., 125-g-Paket 75 Pfg., 1/2-kg-Paket 2.85 RM
1-kg-Paket 5.60 RM., 2 1/2-kg-Säckchen 10.50 RM., 5-kg-Säckchen 20.- RM
Durch alle Fachgeschäfte zu beziehen, wo nicht, durch Herstellerfirma.

Glanzit-Gesellschaft Pfeiffer & Co., Horchheim b. Worms

Vertreter gesamt

wäre! Der Gendarm verbat mir die Ruferei, das sei Beeinflussung, meinte er. Dann fragte er Rossings, ob er wisse, wer ich sei. Nun hatte sich das schon rum gesprochen, daß ich Mc Avoy sein sollte, aber Rossings sagte bloß: „Nee, Mc Avoy ist das nicht; der war viel dicker und nicht so braun, und 'ne Narbe hat er auch nicht gehabt.“ Und steckte die Hände in die Taschen und ging weg.

Ich heulte vor Wut, wie 'n kleines Mädchen! Keiner wollte mich erkennen. Am Nachmittag brachten sie mich in's Gefängnis. Ich ließ noch 'mal den Sherriiff kommen und fragte ihn, ob er mir nicht Geld vorstrecken wolle, um 'n Brief nach Cottabato zu schreiben. Ich hätte 's besser nicht getan. Sie antworteten, daß von der Expedition Gregg nur einer mit Namen Bringhams Geoffroy zurückgekommen sei — dies ist wahr, der war dabei — mit schwerem Fieber und er habe gesagt, daß er der letzte sei. Gleich danach ist er gestorben.

Sehen Sie, ich habe noch den Brief hier:

„Was speziell einen Soldaten namens Robert Mc Avoy,“ — man muß sagen, die feinen Leute haben so 'ne Art, die Sachen zu sagen — „was speziell den Soldaten namens Mc Avoy Robert angeht, so steht einwandfrei fest, daß derselbe getötet worden ist. Acht Wochen nach dem Überfall auf die Expedition Gregg wurde an der Küste ein Eingeborner festgenommen, der als Schmuck die Erkennungsmarke des Soldaten Mc Avoy trug. Er wurde zur Rede gestellt und da er nur ausschlichtige und nicht stichhaltige Gründe für den Besitz der Marke abgeben konnte, exekutiert. Eine spätere Strafexpedition entdeckte den größten Teil der Erkennungsmarken und zog die Träger zur Rechenschaft. Es besteht, wie schon gesagt, kein Zweifel daran, daß die gesamte Expedition Gregg gefallen ist. Die amerikanische Kolonie von Cotta-

bato hat es sich nicht nehmen lassen, den toten Helden der Zivilisation ein würdiges Denkmal zu setzen, das vor der Kaserne in Cottabato steht. Auch der Name Mc Avoy befindet sich darauf...“

Mc Avoy faltete den Brief nachdenklich zusammen und sagte: „Na, sehen Sie, ich bin sogar 'n Held und steh auf 'nem Denkmal, wahrscheinlich in Gold auf Marmor sogar. Das ist 'ne hohe Ehre, das erkenn' ich an. Aber ich wär' lieber anstatt 'n toter Held n 'lebendiger Mc Avoy.“

Aber da war nun nichts zu machen. Nach acht Tagen „wegen Betrug“ wurde ich freigelassen, hatte aber „das Territorium der Gemeinde Trendham binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen“.

Was würden Sie tun in so 'nem Fall? Na, vielleicht, wenn man studiert ist, daß man dann noch was findet, aber ich bin eben nur 'n einfacher, ungebildeter Mensch gewesen und mir fiel nichts ein, als mich umzubringen, damit die Bücher von Trendham in Ordnung kamen. Ich weiß, 's ist 'ne Sünde und man soll nicht tun; ich hab's mal in der Sonntagsschule gehört und 'ne Feigheit ist es auch; aber man soll auch 'ne guter Bürger sein und darum dachte ich, ist's besser so. Ich suchte n'en alten Strick an einem Fenz und hing mich auf. Bestimmt, das tat ich. Und ich weiß noch, 's war 'n verdammt unangenehmes Gefühl, bevor mir der Atem ausging und es mir schwarz vor den Augen wurde. Als ich wieder wach wurde, fiel mir gleich auf, daß es für den Himmel nicht fein genug roch und für die Hölle zu kühl war. Ich guckte um mich und fand, daß ich unter dem Fenz lag und der Strick kaputt war.

Na, ja, 's war ja auch bloß 'n geklauter und: „Unrecht Gut gedeihet nicht“ sagte meine Mutter immer. Ich mußte es also anders probieren. Wenn nur nicht das scheußliche Gefühl dabei ge-



Sankt-Urbanus-Tee

ist ein natürliches und deshalb unschädliches, unentbehrliches Hausmittel bei allen Krankheitserscheinungen, die ihre Ursache haben:

- 1. In einer Verzögerung der Assimilation und des Stoffwechsels.**
Verdauungsbeschwerden, Appetitmangel, Aufstossen, Blähungen.
- 2. In einer Unzulänglichkeit der Sekretion der inneren Drüsen.**
Leberleiden, Gallensteine, Gelbsucht, Leberkrämpfe, Fettleibigkeit, Zuckerkrankheit.
- 3. In einer Darmträgheit und mangelhaften Diurese (Harnabsonderung).**
Verstopfung, Hämorrhoiden, trüber Urin, harnsaure Diathese mit ihren Folgen: Rheumatismus, Gicht, Hexenschuss, Neuralgie.
- 4. In einer gestörten Blutzirkulation.**

Frauenleiden, Blutandrang nach dem Kopfe, Ueberreiztheit, Migräne, Hautausschläge, Flechten, Nesselfieber, Furunkel.

Da SANKT-URBANUS-TEE das klassische Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten aller Art darstellt, kann er Jedermann empfohlen werden, insbesondere denen, welchen Vorbeugen nützlicher erscheint, wie Heilen. In allen Apotheken erhältlich.



Mittelalterliche Qualen...

auszustehen, hat heutzutage wirklich keinen Sinn mehr. **„Immer vorwärts mit dem Fortschritt“**

Migräne
Kopfschmerzen
Zahnweh
Rheumatismus
Ischias
Monatliche Schmerzen
Fieber
Grippe
Erkältungen
usw.

und merken Sie sich, Kopfweh, Migräne (Gehirndruck), Gesichtsentzündung, Zahnweh, Nervenschmerzen, Gelenk- und Muskelschmerzen, Schlaflosigkeit, monatliche Unpasslichkeiten und Krämpfe existieren nicht mehr seit der Entdeckung des einzigartigen

„KAFFLINE HOLL“

Arztlicherseits glänzend begutachtet, ohne jeden Nachteil für Herz, Magen und Nieren. Ein Päckchen „KAFFLIN HOLL“ wirkt Wunder.

Das in wenig Wasser leichtlösliche „Kaffeline Holl“ ist erhältlich zu 70 R Pf., die Schachtel mit 10 Päckchen. — Hüten Sie sich aber vor Nachahmungen.



Bitte nehmen Sie bei ihren Bestellungen Bezug auf unsern Kalender!

wesen wäre, was danach passiert und so.

Ich ging auf der großen Landstraße nach Topoka bis zum nächsten Ort. Unterwegs bettete ich mir soviel zusammen, daß ich in Brighton mir 'n Sandwich kaufen konnte, und es blieb sogar noch 'n Cent übrig. Damit ging ich in eine Drogerie und fragte nach Rattengift. Wofür ich das haben wollte, fragte der Drogist: „Nun,“ sag' ich, „eben für 'ne Ratte. Ich hab' da so 'ne hartnäckige, die will gar nicht kaputtgehen, und darum muß es was starkes sein.“ „Bringen Sie mir erst eine Bescheinigung von der Polizei,“ sagte der

Mann, vorher darf ich Ihnen Strichnien nicht abliefern!“

Wieder daneben! Ganz verzweifelt ging ich wieder auf die Landstraße. Unterwegs kam ich an 'n paar Häusern vorbei, die an sich hoch genug waren, um sich runterzuschmeißen. Die Brightoner wollten nämlich Trendham immer mit feinen Häusern ausstechen. Aber ich kam nicht 'rein.

Seit sie überall Bierradbremser haben, sind auch die Chancen, sich mit Erfolg vor'n Auto zu werfen, sehr klein.

Auf einmal, wie ich so auf der Straße rumlaufe, sehe ich 'nen elektrischen

Maß, und daran stand 'n Schild: „Achtung! Lebensgefahr! Drähte nicht berühren!“ Das war gerade das, was ich suchte. Es ging sogar 'ne Art Leiter an der Stange 'rauf. Oben war 'ne kleine Plattform für die Arbeiter, wenn sie die Drähte festmachen. Ich kletterte also 'rauf und nach 'ner kurzen Überlegung packte ich an die Drähte. Was meinen Sie, was passierte? He!

Nix, rein gar nix! 's war alles Schwindel. Bloß damit die Jungs von Brighton nicht immer auf den Mästen 'rumklettern, haben sie das Schild dahin gesetzt.

Während ich da oben so um mich sehe, kommt unten 'n schwerer Lastwagen von Topeka her und von der anderen Seite 'n schöne Lincoln. Im Nu war mein Entschluß gefaßt. Ich dachte, biste nicht tot vom Runterspringen, dann sicher vom Überfahren werden.

Ich sprang, und es dauerte anscheinend verdammt lange. Als ich beinahe unten war, hatte ich 'rausgefunden, daß es besser wär, doch nicht gesprungen zu sein. Wenn das mit der Sonntagsschule nun stimmte? Und der Sünde? Aber nun war's zu spät, und ich konnte bloß beten, daß der Himmel mit so 'nem ungebildeten Menschen 'mal 'n Auge zudrückt.

Mit eins tut's 'ne Art Knall und es stäubt weiß um mich her, und ich liege unter 'nem zerissenen Zelt Dach im Anhänger von dem Lastwagen mitten zwischen den Mehl Säcken. Damit war der Wagen nämlich geladen und direkt danach tut's noch 'mal 'n Knall und der Wagen steht.

Dann hör' ich schreien und weil ich 'n hilfsbereiter Mann bin, spring ich 'raus und guck nach. Da hängt die Lincoln vorne im Kühler von unserm Wagen, und 'ne Frau schreit drin, und die hat die Hände voll Blut. Beinahe ohnmächtig zieh'n wir sie 'raus. Da plötzlich kann sie wieder ganz gut stehen und gibt mir 'ne Ohrfeige, die war nicht von

Pappe. „Sie sind schuld“, schreit sie. „Sie haben mich so erschreckt!“

Und die Männer vom Lastauto begreifen auch auf einmal, wo ich her komme und einer will mit mir bogen. Ich bin sonst kein schlechter Boyer, aber ich war wohl noch 'n bißchen groggy von dem Runterspringen, und dadurch bekam ich 'nen Haken in die Magen-grube und sackte weg. Als ich wieder zu mir kam, standen schon zwei neue Autos da und 'n Motorradstraßenpolizist kam angefahren. Sie banden mich fest, und ich wurde weggefahren, und wieder in's Gefängnis gesteckt. Alles nahmen sie mir weg, damit ich mich nicht mehr umbringen konnte; aber jetzt hatte ich schon gar keine Lust mehr dazu. Allein um die Polizei zu ärgern, blieb ich jetzt leben.

Bei der Gerichtsverhandlung sollte ich der Frau ihre schöne Lincoln bezahlen, weil ich 'runtergesprungen war. Ich sagte, das könnte doch gar nicht sein, ich wär' doch schon lang tot und Gespenster kann man nicht verantwortlich machen. Das wäre doch höhere Gewalt! Und alle Leute lachten. Bloß der Richter nicht. Der gab mir acht Monate wegen Körperverletzung — dabei war ich gar nicht verletzt worden — höchstens durch die Ohrfeige von der Frau und den Haken von dem Chauffeur und das war eben bloß, weil ich noch 'n bißchen groggy war vom Runterspringen, sonst hätte ich den sicher auf die Bretter geschickt.

Allmählich gewöhnte ich mich aber ans Gefängnis und gründete 'n Gesangsverein, der später sehr berühmt geworden ist und im ganzen Kansas Vorstellungen gegeben hat. Ich war nämlich 'n guter Bassänger müssen sie wissen.

Aber zwischendurch dachte ich auch an meine Zukunft und da erinnerte ich mich meines Freundes Jenkins aus Matasser; ich schrieb ihm postlagernd nach Singapur, Frisco, Tientsin und noch 'n paar andere Häfen, wo er öfter

hinkam. Er sollte mich wieder mitnehmen, wenn sie mich in Amerika rauschmissen, und wenn er mal zufällig nach Mindanao käm, sollte er mich da absetzen; ich wollte wieder „Lieber Gott“ spielen bei den Wilden.

Aber auf die Leute vom Gefängnis ist kein Verlaß. Ich hatte gedacht, in acht Monaten bekommt Jenkins sicher den Brief irgendwo, aber nach vier Monaten wollten sie mich schon freilassen. Ich ging zum Direktor und sagte, das wär' nicht fair. Ich wartete noch auf 'n Brief und ich hätte sonst keine feste Adresse als hier. Und außerdem wäre es gemein, jetzt, wo ich den Gesangsverein hochgebracht hätte, mich abzuschicken. Nun, der Direktor war 'n Mensch und ließ mit sich reden. Und prompt nach zehn Tagen kam der Brief aus Frisko und daß Jenkins mich dort erwarte.

Ich ging wieder zum Direktor und er ließ mich anstandslos frei und gab mir 'n Haufen Dollars, die hatten wir bei den Konzerten verdient. So konnte ich mit 'm Zug fahren. In Frisko wartete Jenkins auf mich und er hatte mir 'n feinen Paß gemalt. Es stand zwar nicht Mc Avoy dadrin, und das ist schade, denn Mc Avoy ist 'n richtiger Name, wie ich Ihnen schon sagte. Auf dem Friedhof in Trendham können sie 'n noch sehen. Aber Jenkins meinte, 's wäre zu gefährlich, auf 'm Paß von 'nem Toten zu fahren und das war ich doch nun mal. So ging ich mit 'nem Paß auf den Namen Smith an Bord. . . und Smith werde ich wohl bleiben so lange ich lebe, denn auf dem Bürgermeisteramt von Trendham liegt ein Buch und da steht drin:

Robert Mc Avoy †.

Warum wohl sagen wir „EINWECKEN“?

So kurz wie der Name **WECK**, so kurz war die Zeitspanne, in der er für uns Hausfrauen zum Begriff wurde. **WECK** war der Pionier fürs richtige Einkochen, für die sichere Frischhaltung. Seit wir **WECK**-Gläser und -Geräte kennen, kochen wir ohne Verlust und ohne Einbuße an Geschmack und Nährwert auf Vorrat, haben wir Obst und Gemüse mitten im Winter, stehen in unserer Kammer Fleisch, Wild, Geflügel, Fische, Sülze, Suppen, Tunken, Sette und Milch stets appetitlich frisch bereit.

Was lag deshalb näher, als die vielen Bezeichnungen, — wie Einkochen, Frischhalten, Konfektieren, Sterilisieren u. ä. — zusammenzufassen. **EINWECKEN**! Mit einem Wort ist alles gesagt. Zugleich ist dieses Wort ein Dank, eine Anerkennung, ja ein Denkmal für eine große Pionierleistung. Darum werden wir auch nie vergessen: **„EINWECKEN“** wurde abgeleitet vom Markennamen **WECK** **„EINWECKEN“** kann man also nur mit Gläsern und Geräten Marke



Damenbart Befreit

von lästigen Haaren durch die weltbekannte **Helwakakur**. Sehr bewährt, auch ärztlich erprobt. Goldene Medaille. Grosser Preis Brüssel 1932. London 1933. Dankerfüllte Zuschriften (amt. beglaubigt) z. T. über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses). Marke **Helwaka** mit Stern, patent. n. l. Wz. 468369, schützt vor Enttäuschungen. Nachahmungen zurückweisen. Kleinkur RM 2.75 stark 3.25 Originalkur 5.50; stark 6.50, für grössere Körperflächen. H. — Sachanahme

Helwaka GmbH. Köln Rh. 167



Sommersprossen löst. Haare, Pickel, Warzen u. Muttermale entlernen Sie schmerzlos und schnell durch **Lamoda**. Hilft auch Ihnen, sonst Geld zurück. Über 10 000 Bestellungen durch Empfehlungen. Packung RM 1,90 ohne Porto. Fehler angeben! — Auskunft kostenlos. —

Fr. Kirchmayer
Berghausen B 204, Baden.



Bei **Flechten**
Brand- u. Schnittwunden
hat sich Gündel's
Jomagüsan

bisher in vielen Fällen bestens bewährt. Machen Sie einen Versuch! Sie werden zufrieden sein!
Originaldose RM. 0.53. Originaltube RM. 1.05
Zu haben in allen Apotheken, wo nicht, weist Bezugsquellen nach

Johann Matthäus Gündel K. G. Leipzig S 3
Kochstrasse 28

Eine heikle Sache

ist es immer, wenn künstliche Zähne beim Essen, Sprechen, Singen, Lachen, Husten, Niessen usw. sich lösen oder herabfallen. Um diesem vorzubeugen, benutze **Apollopulver**; man ist übermalt stets rasch über seine Adhäsion und den absolut festen Sitz der Zahnersatzstücke

Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien

Preis pro Schachtel 54 Pfg.

Geo Dötzer, Pharmazeut, Präparate
Frankfurt am Main

Ein wenig Meereskunde.

Von der gesamten Oberfläche der Erde bedecken die Meere 71 % (fast $\frac{3}{4}$). Wollen wir uns ein Bild machen von den Wassermassen aller Ozeane, so stellen wir uns die Erde ganz geobnet, als vollkommen polierter Ball vor; unser Planet würde in eine Wasserschicht von 2500 Meter eingehüllt sein. Die mittlere Tiefe des gesamten Weltmeeres beträgt 3800 Meter. Die größte bekannte Meerestiefe wurde im Philippinen-Graben des Großen Ozeans mit 10850 Meter festgestellt. Im Gegensatz zum Land hat der Meeresboden durch die ständige Abnützung der Wasserströmungen weniger Relief. Schärfere Höhenunterschiede bestehen nur an den Rändern der Tiefseegräben, zuweilen auch in der Nähe des Festlandes.

Eine sehr bemerkenswerte Eigenschaft des Meerwassers ist der Salzgehalt. Mehr als $\frac{1}{4}$ davon besteht aus Kochsalz. Der bittere Geschmack des Meerwassers ist auf die Magnesiumsalze zurückzuführen. Der mittlere Salzgehalt des Meerwassers ist von 35 ‰ (d. h. auf 1 Liter Wasser 35 Gramm). Die Gesamtmenge des im Meere vorhandenen Salzes, verteilt auf die ganze Erdoberfläche, ergäbe eine Schicht von 60 Meter Dicke. Im Roten Meer ist der Salzgehalt von 41 ‰ während er an der Oberfläche der Ostsee sich zwischen $5\text{--}8 \text{ ‰}$ bewegt. Den größten Salzgehalt in offenen Gewässern findet man im Toten Meer in Palästina mit 24,46 %. Verdünnt man also 1 Liter dieses Wassers, so bleibt eine Salzablagerung von 244,6 Gramm, fast ein halbes Pfund. Der hohe Salzgehalt dieses Sees macht ein Tier- und Pflanzenleben darin unmöglich, und bildet eine starke Behinderung für die Schifffahrt.

Die mittlere Temperatur des Oberflächenwassers ist zwischen -2° (im Nordpol-Meer) und $+29^{\circ}$ (in den westindischen Gewässern).

Die höchsten Temperaturen treten im Roten Meer und im Persischen Golf auf mit 35° im wärmsten Monat. Nach der Tiefe zu nimmt die Temperatur allgemein ab. In der Bodennähe der tiefsten Stellen liegt die Temperatur zwischen -1° und $+3^{\circ}$.

Die Farbe des Meerwassers schwankt zwischen blau und grün. Im offenen Ozean wiegt die blaue Farbe vor. Die Färbung des Meerwassers wird bestimmt durch die verschiedenen aufgelösten Salze, welche auch verschiedene Strahlenbrechungen des Sonnenlichtes veranlassen. Die Farbe des Meeresgrundes, die Pflanzen, große angewachsene Girlanden, mikroskopische unzählige Algen (Diatomeen) welche frei und dicht in gewissen Meeresteilen leben, sind soviel beeinflussende Elemente.

Bei den Bewegungen des Meerwassers muß man unterscheiden zwischen Wellen, Strömungen und Gezeiten (Ebbe und Flut). Die Wellen entstehen durch den Wind. Auf einem sturmgepeitschten Meere erreichen die Wellen bis zu 15 Meter Höhe. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen erreicht bis zu 20 Meter-sek. oder 72 Kilometer in der Stunde. Ebbe und Flut sind durch den Mond bedingt. Der Meerespiegel steigt und fällt zwei mal im Tage, an manchen Orten nur einmal im Tage je nach der geographischen Stellung. Die Wasserfläche der Erde wird vom Mond verschieden stark angezogen. Diese angezogenen Wassermassen können die Höhe von 1 Meter nicht übersteigen. Von den umliegenden Gewässern strömt dann von allen Seiten Wasser zu. So haben wir nun, eben an den umliegenden Gewässern, eine Ebbe zu verzeichnen. Durch die Bewegung des Mondes um die Erde verschiebt sich der Anziehungspunkt, und da wo vorher das Wasser floh, wird es jetzt angezogen und wir erleben hier eine Flut.

R. H.

Ein Elsfässer in Frankreich 1939-40.

Erlebnisse eines „Evakuierten“.

Folgende Zeilen stammen aus der Feder eines Straßburgers der Vorkriegsgeneration und schildern in beredten Worten, was Frankreich seinen „wiedergefundenen Söhnen“ in der Aufnahmezone bereitet!

Wir geben unserm Mitarbeiter das Wort:

Unsere Abreise erfolgte am Sonntag, den 2. September 1939, von Neudorf über Grafenstaden, wo uns die Bewohner in zuvorkommender Weise mit Erfrischungen versorgten. Über das Ziel unserer Reise war seitens der Behörde nichts verlautbart. Nach mancherlei Kreuzfahrten landeten wir endlich nachts 11 Uhr bei strömendem Regen in Andlau, wo man uns gar nicht erwartet hatte. Trotz der späten Stunde wurden in der Eile die Schulsäle ausgeräumt, Bauern brachten sofort Wagenladungen Stroh, sodaß wir die erste Nacht im Trockenen schlafen konnten. Die Verpflegung in Andlau, wo wir 14 Tage blieben, kann ich nur loben und wir wären gerne während des ganzen Krieges dort geblieben, denn sowohl die Gemeinde, als auch das Bürgerhospital und das Richardiskloster weitesterten miteinander, um uns nur das Beste zu bieten. Leider mußten wir am 14. September das gastliche Andlau verlassen. In der Station Eichhofen wurden wir bis zu 30 Personen in Biehwagen gepfercht und nach 4 Stunden wartens setzte sich der Zug in Bewegung nach unbekanntem Ziele, denn nicht einmal dem Bahnpersonal war das Fahrtziel bekannt, ein drastischer Beweis, wie in Frankreich „alles vorbereitet“ war. Der Weg nach Neuvy-St. Sepulcre (Andre) wäre normal in 18-20 Stunden zurückzulegen gewesen, statt dessen fuhren wir 2 Tage und 3 Nächte in diesen Biehwagen kreuz und quer durch ganz Frankreich, an Paris und Lyon vorbei.

Während der ganzen Reise gab es kein einziges Mal ein warmes Mittag- oder Abendessen. In Orleans wurden

Altbekanntes, sudetendeutsches Haus! Billige böhmische Bettfedern



aus dem Böhmerwald

1/2 Kilo graue Halbschleissfedern 1.20 RM., halbw. e., geschlossene 2.50 RM., weiße 3.50 u. 5.- RM., Halbtaum-Schleiss 6.50 u. 9.- RM., ungeschlossene weiße 3.50 u. 5.- RM., Rupp-Halbjaunen 6.- und 7.50 RM., Daunen, graue 5.- RM., weiße Daunen 15.- RM., hochfeine 18.- RM. versendet geg. Nachn.

Bettfederngrusshandlung Wenzl Frehmuth

DESCHENITZ 426/19 (Böhmerwald)

Nichtpass. tausche um od. Geld zurück. Muster u. Preisl. kostenlos

uns mit Draht verschlossene Tüten in die Wagen gereicht, deren Inhalt ein kleines Stückchen Brot, ein Stückchen trockene Käserinde, eine dünne Scheibe halbverdorbener Wurst und eine angefaulte, halbreife Birne waren. Diese Pakete flogen selbstverständlich wieder zum Fenster hinaus zu ihren Spendern zurück. In Troyes, wo doch vor uns schon zahlreiche Züge durchgefahren waren, befanden sich Abortanlagen, die aller Beschreibung spotten.

Unterwegs wurde an allen Stationen telegraphisch und telefonisch angefragt, ob man uns aufnehmen könne, aber überall wurde verneint! Endlich mitten in der dritten Nacht blieb der Zug auf dem Geleise in Neuvy-St. Sepulcre (Andre) stehen, wo man uns zwangsweise einquartierte, nachdem ein Teil des Zuges in Eluis abgehängt worden war. Morgens 9 Uhr durften wir die Bahn verlassen und kamen nach 1/4 stündigem Marsch in Neuvy-St. Sepulcre, einem Städtchen von 4-5000 Einwohnern, an, wo auch nicht das geringste zu unserem Empfange vorgesehen war. In aller Eile wurden die Schulräume geleert und mit Stroh belegt, worauf eine Lehrerin, eine arrogante, freche Person, kam, die fand, daß wir zu viel Stroh hatten und die Hälfte davon wieder herausnehmen ließ. Als ganzes Frühstück bekamen wir ein kleines Weinglas mit schwarzem Kaffee, ohne Milch und ohne Brot. Während 14 Tagen lagen wir auf

che

in Essen,
sich
zu beugen,
ist über-
ht über
der Zahn-

gerien.

parate

im Roten
it 35° im
zu nimmt
der Boden-
temperatur

ankt zwi-
ean wiegt
des Meer-
chiedenen
rschiedene
ytes ver-
andes, die
Girlanden,
iatomeen)
erstellen
mente.

ßers muß
Strömung
ie Wellen
m Sturm-
ellen bis
zungsge-
is zu 20
e Stunde.

bedingt.
wei mal
nmal im
ung. Die
ond ver-
ezogenen

1 Meter
den Ge-
n Wasser
n umlie-
zeichnen.
die Erde
und da
jezt an-
Flut.

R. H.

Stroh, ohne Waschgelegenheit, und verpflegt wurden wir in einem sogenannten „Hotel“, wo uns ein Essen vorgesetzt wurde, welches wir zu hause nie angerührt hätten. Zum Glück konnten wir uns am Brote schadlos halten, das in reichlicher Menge zur Verfügung stand. Da über $\frac{3}{4}$ der angekommenen Flüchtlinge kein französisch verstand, wurden sie sofort als „Boches“ bezeichnet. Ich konnte mich, da ich fließend französisch spreche, mit den Leuten unterhalten; als ich aber auf ihr Geschimpfe auf Deutschland und seinen Führer nie Antwort gab, galt ich auch als verdächtig und man wich mir aus. Nachdem wir 14 Tage lang auf dem Stroh geschlafen hatten und das Bürgermeisteramt trotz unserer vielfachen Reklamationen keine Anstalten machte, um uns Wohnräume, die massenhaft vorhanden waren, zu beschaffen, entschloß ich mich, eine diesbezügliche schriftliche Beschwerde an die Präfektur in Châteauroux zu richten. Als Antwort kam am nächsten Tage ein Delegierter der Präfektur und wollte mir, weil ich mir erlaubt hatte, zu reklamieren, Vorwürfe machen, die ich aber energisch zurückwies. Die Folge war, daß wir Wohnungen bekamen, jedoch die Anhänger des Juden Blum, die am lautesten auf der Straße über Deutschland schimpften und seinen Führer beleidigten, bekamen die besten Wohnungen, während man mich als verdächtiger Aufwiegler kalt stellte, indem man mir und meiner Familie ein halbverfallenes, seit 10 Jahren unbewohntes Bauernhaus (siehe Bild), 4 Kilometer von Neuvy entfernt, anwies, und so mußte ich im Alter von 71 Jahren jeden Tag 8 Kilometer auf steiniger Straße laufen, um Brot und Lebensmittel zu holen. Der Weg von der Landstraße bis zu unserer „Villa“ ist ein steil ansteigender Karrenweg mit spizen Steinen, auf dem der von dem vielen Rindvieh, Pferden, Eseln und Gänfen hinterlassene Kot das ganze

Jahr hindurch liegen bleibt, sodaß bei Regenwetter (das hier die Regel ist), eine ganz lebensgefährliche Rutschbahn entsteht.

Wenn Kleider, Wäsche, Lebensmittel, usw., verteilt wurden, gab man dies stets erst in letzter Stunde bekannt, sodaß ich es zu spät erfuhr, als schon alles verteilt war. Und dies geschah mit der Absicht, mich zu schädigen.

Im Departement Indre, Dordogne und den umliegenden Departements sind die Leute um 100 Jahre zurück, so herrschen dort hygienische Zustände, die jeder Beschreibung spotten: Als Abort in besseren Häusern, in einem finsternen Eck ein Loch im Boden mit zwei Steinen zu beiden Seiten, um darauf zu stehen, aber dies nur in „besseren“ Häusern. In gewöhnlichen Häusern geht man einfach „hinters Haus“. In Neuvy-St. Sépulcre befindet sich ein Privat-Schlachthaus mitten im Ort. Die Abfälle und Exkremente der geschlachteten Tiere werden einfach durch einen Kanal in den meist wasserarmen Fluß geleitet. Der Kanal ist stellenweise nur mit einem großen Gitter überdeckt, aus dem ein unerträglicher Gestank herausdünstet. Die Küchenabfälle, Gemüse- und Speisereste, leere Konservendosen, Knochen, usw., werden einfach die Woche hindurch vor das Haus geworfen, als Nahrung für die zahlreich umherlaufenden herrenlosen Hunde. Nur jeden Samstag werden diese Kehrichthaufen zusammengefaßt und abgeführt, aber am Sonntag liegt bereits wieder Unrat auf der Straße. Daß unter diesen Umständen die Rattenplage eine ganz enorme ist, nimmt kein Wunder!

Bis Juni 1940 waren die Verhältnisse einigermaßen erträglich; Fleisch und Brot waren verhältnismäßig billig in jeder Menge zu haben, Spezereien aber nur zu Bucherpreisen. Nach Abschluß des Waffenstillstandes im Juni setzte aber der Umschwung ein; die Elässer wurden alle als „Boches“

bezeichnet. Ein Franzose sagte mir ins Gesicht: „Freuen Sie sich nicht, Frankreich ist noch nicht tot“, worauf ich ihm erwiderte: „Nein, aber schwerer Frankreich!“ Ferner behauptete er: „Wir sind nicht besiegt, sondern verlauffen worden“, worauf ich ihm antwortete: „Das ist gar kein Wunder, wenn man sich für andere so unvorbereitet und grundlos in einen Krieg hineinstürzt und das Land von einer Bande von Juden und Gaunern regiert wird, die das Land, das ja gar nicht ihr Vaterland ist, an den Rand des Abgrundes geführt haben! Ein jedes Land hat die Regierung, die es verdient!“

In den ersten Wochen nach dem Waffenstillstand bekamen wir auf Lebensmittelkarten stets nur die Hälfte der verzeichneten Mengen. In den letzten 3 Wochen vor Abfahrt bekamen wir überhaupt keine Spezereiwaren mehr. Trotzdem fast täglich bedeutende Menge Spezereiwaren in den Ort kamen, erhielten wir auf Anfrage immer die stereotype Antwort: „Es ist nichts angekommen“. Wenn wir nicht abgereist wären, hätte dieser Zustand zu einer Katastrophe geführt. Wie sehr die Bevölkerung gegen uns aufgebracht war, geht daraus hervor, daß eine gedungene Bande sich am Vorabend unserer Abreise nachts mit Stroh und Petroleumfannen an die mit Gepäc vollgestopften Waggons herannachten, um sie anzuzünden. Zum Glück hatten wir einige Mann als Wache bei den Waggons zurückgelassen, sodaß nach einer Schlägerei das Vorhaben dieser Burschen vereitelt wurde. Bezeichnend ist, daß der Bürgermeister nicht ohne Kenntnis dieses Vorhabens war, aber nichts tat, um es zu verhindern.

Nicht unterlassen will ich zu erwähnen, daß wir auf der Rückreise durch das besetzte Gebiet von den deutschen Militärbehörden vorzüglich und sehr reichlich versorgt wurden!

A. Lippacher.

Hämorrhoidalschm.

Juckreiz und Beschwerden werden behoben, die Knollen allmählich zum Abschwellen gebracht durch die **hautbildende, schmerz- u. juckreizstillende Tutogen.albe** Schachtel RM. 1.—, $\frac{1}{2}$ 1,50, $\frac{1}{4}$ 2,25 für tiefliegende **Pellignensuppositor**. Schtl. RM. 2,70 in Apotheken. Nachnahme, ortsf. 0 r/g. Prospekt durch **Alleinhersteller: Tutogen-Laboratorium, Dresden 46/218**

Beschreibung unseres „Wohnhauses“.

Indre sowie die umliegenden Departements bilden ein Hügelland. Unter einer dünnen Humusdecke von 20 cm ist eine dicke, wasserundurchlässige Lehmschicht. Bei Regen kann daher das Wasser nicht in den Boden eindringen, sondern es fließt nach den tiefer gelegenen Tälern, wodurch häufig Überschwemmungen entstehen. Unser „Haus“ steht an einer tieferen Stelle, auf dem Lehm, ohne weitere Fundamente. Das Innere des Hauses ist mit rohen, unbehauenen, buckligen Kalksteinen gepflastert, mit Zwischenräumen von 1 cm, durch die bei Regenwetter das Wasser emporsteigt. Die Eingangstür links ist so niedrig, daß man nur gebückt hineingehen kann. Das Innere ist ein einziger Raum von 36 qm, der durch ein einziges kleines Fenster von 60×60 qm erleuchtet ist, sodaß wir bei Regenwetter fast den ganzen Tag die Petroleumlampe brennen mußten. Die Holzbalken und die Decke sind schon in vorgeschrittener Fäulnis und die Eigentümerin getraute sich nie, in diesem Hause zu schlafen, aus Angst, es würde ihr einmal über dem Kopfe zusammenstürzen. Auf dem Dachboden, der ganz durchlöchert ist, hauste ein Duzend Ratten die uns nachts ihren Besuch abstatteten und unsere Lebensmittel plünderten. Der Anbau links ist ein Hühnerstall. Eine Heizung des Raumes im Winter war unmöglich, denn die Kälte kam durch die Mauerriße und die halbverfaulte Türe und das Fenster und das bißchen Wärme zog sofort durch einen riesigen, offenen Schornstein ab. Links war unser „Abort“, zwei Stangen an die Mauer gelehnt und eine Querstange darauf genagelt.



GESUNDHEIT durch HEILKRAUTER. — Die neue Johannes-Kräuterkur.

Schnellste Besserung und Heilung erzielen Sie mit: **1. Maikurtee**, bei Verstopfung, Darmträgheit, Schwindel, unreinem Blut, Hautausschlägen, Juckreiz, Abzessen, unreiner Gesichtshaut, usw. — **2. St. Johannes Leber- u. Gallente**, bei allen Leber- und Gallenkrankheiten. — **3. Blasen und Nierente**, bei allen Blasen- und Nierenkrankheiten. — **4. Magen- und Appetittee**, bei Magenkrankheiten und Appetitlosigkeit. — **5. Gicht- und Rheumate**, bei Gicht und Rheumatismus. — **6. Schlaf- und Nervente**, bei Schlaflosigkeit und Nervenkrankheiten.

St. Johannes-Apotheke, Dr. KLEIN - Strassburg, Kronenburgersr. 1 - Fernr. 258.58

Die Ruhebänk.

von L. K. Ludovik.

„... Hitt owe im Sterne!“

Mit diesen Worten verließ Willy eiligst den großen Saal der Malerakademie und stürmte die Treppe hinunter.

Sein Freund Harald schüttelte mißbilligend den Kopf. Schon wieder eine Bierfizierung in Aussicht, aber versprochen ist versprochen und Nein sagen ging nun einmal nicht.

Willy war ein begabter Schüler und von seinen Professoren auch darum geschätzt; er hatte nur eine Schwäche ... den Alkohol! Und diesen liebte er in gewaltigem Ausmaß, besser gesagt — in großen Mengen — im Kreise seiner Freunde lebte er so richtig auf, ermunterte eine ganze Gesellschaft und sprach dabei unheimlich dem Biere zu!

So war es denn auch wieder am selben Abend — vom Alkoholgenuß angeregt war die ganze Tischrunde in ausgelassener Stimmung. Die Witze schwirrten nur so hin und her. Willy war besonders gut aufgelegt und gab ein ulkiges Erlebnis zum Besten.

Einige Zeit vor gesagtem Abend war ihm ein Mißgeschick passiert. Sein Vater hatte ihm schon öfters nahegelegt, nicht mehr zu so später Stunde nach Hause zu gehen und dieser wohlgemeinten Warnung eingedenk, stellte er eines Abends bezw. Morgens mit Schrecken fest, daß er seinen Hausschlüssel vergessen hatte. Was tun? In seinem vom Rausch vernebelten Gehirn arbeitete es fieberhaft. — Da! ich hab's! — Um trotz des vergessenen

Schlüssels unbemerkt in sein Zimmer zu gelangen, brauchte er ja nur Schuhe und Strümpfe auszuziehen, leise auf die Klingel zu drücken (!) und dann die Treppe hinaufzuschleichen!!! Gedacht, getan! Aber — oh Schreck! Als er auf die Klingel gedrückt hatte, ging das Treppenlicht an, der Vater kam und mit ihm die Strafpredigt, der er hatte ausweichen wollen!

„Erstcht am andere Morje haaw ich begriffe, was ich fer e Blöedsinn losgelonn habb“, endigte Willy unter dem schallenden Gelächter seiner Freunde.

Willy war ordentlich stolz auf seine Leistung und sprach dem köstlichen Raß noch kräftiger zu. Und als es schließlich Zeit war, nach Hause zu gehen, war er so in Stimmung, daß er mit zwei Betreuen, darunter Harald, noch eine kleine Weinstube aufsuchte, um den „Lezten“ zu genehmigen, wie er sich ausdrückte.

Schließlich wurde es denn doch Polizeistunde und nach längerem, verdrei- und vervierfachtem Abschiednehmen, wie es so üblich ist, wenn die Alkoholnebel zu stark wirken, strebte jeder der drei Freunde auf unsicheren Füßen seinen heimattlichen Penaten zu.

Willy war drollig anzusehen; seine untersekte, rundliche Figur wippte auf und nieder, mal herüber, mal hinüber und immer an der Wand lang, kam er endlich in die Umgebung seiner elterlichen Wohnung.

Ganz in der Nähe befand sich eine Parkanlage mit Ruhebänken.

Doch was befällt da plötzlich Freund Willy? Er strebt schnurgerade auf eine Bank zu, läßt sich mit einem befriedigtem Seufzer dort niederplumpfen und murmelt dabei so was wie:

„Gott sei Dank, daß ich d'haam bin, un dißmool hett mich wejser niemes g'heert!“ Er rieb sich vergnügt die Hände und ... beginnt sich aus-

zuziehen!
Schuhe, Strümpfe, Weste, Unterweste, Kragen, Kravatte, alles wird schön über die Rücklehne der Bank gelegt und behaglich streckt er sich auf die Bank aus und gleich darauf schnarcht er auch schon. Passanten waren um diese späte Stunde keine mehr zu fürchten und so kam es, daß unser völlig berauschter Willy einige Stunden ungestört schlafen konnte... bis in die Kälte weckte. Er fröstelte und stand auf, immer noch im Banne des Alkohols. Er ging dösend vor sich hin und achtete nicht der Frühaufsteher, die eiligen Schrittes durch die leeren Straßen gingen, doch da ging auch schon das Witzeln los, als die Leute Willy in seinem grotesken Aufzug bemerkten. Lautes Lachen riß in plötzlich aus seinem Halbschlaf; er sah sich in Hemd und Unterhose in einer ihm völlig unbekanntem Straße. Blißschnell wurde ihm die Lächerlichkeit seiner Situation bewußt und im Lauffschritt ging es nach Hause.

Dort angekommen, wußte er keine Auskunft zu geben über den Verbleib seiner Kleider und legte sich mit den ersten Anzeichen eines guten Schnupfens in sein Bett.

Gegen 9 Uhr morgens raffelte die Klingel im Hause und ein Schutzmann mit einem Kleiderbündel sprach mit ernster Miene vor.

Schuppenflechten

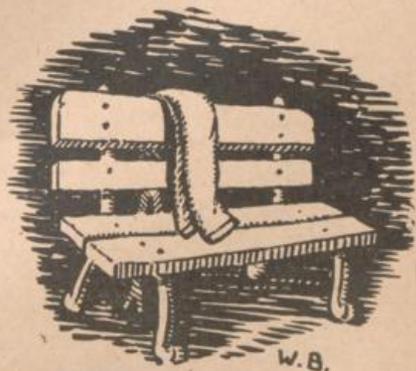
auch veraltete be-
seitigt fast immer
ca. 3 fach 2.25 RM in Apotheken. Nachnahmeporto 50 Pfg.

Prospekt durch **Alleinhersteller:**
Tutogen-Laborator., Dresden 46/ 217

„Ich möecht Sie schonend beno-
richtige, daß ihrem Sohn wohrschins
ebbs züeg'stoße isch (!). M'r hann sini
Kleider uff'r Bank vum Parik g'funde
un üß de Babierer sini Adress ersäh;
de Parik hann m'r schunn ganz du-
richg'füecht“, so klang es mitleidig von
des bärtigen Schutzmanns Lippen,
„un im Moment wurdd au de See mit
lange Stange abg'füecht fer de Körper
ze finde!“

„I isch nimmi nötiß“, antwortete
ihm Willy's Vater, „de Körper leißt
nämlig drinne im Bett un schlooft finni
Riicht üß! Doo hann er ebbs flier
d'Wüeh, wo ihr euch gemacht hann!“
und mit diesen Worten hat er dem
verduzten Schutzmann auch schon ein
Trinkgeld zugesteckt und die Türe zu-
gemacht. Einer hatte aber was dabei
gelernt, und das war Willy:

— Der trinkt nur noch Limonade ...



Gegen Kopfschmerzen

und Schmerzen aller Art, Zahnschmerzen, Ohrenscherzen,
Migräne, rheumatische Schmerzen, bei Fieberzuständen.

ALGURAN - Kopfwepulver

Grippe, wirkt am besten
Schnelle und sichere Wirkung, leicht zu nehmen. — Die Schachtel zu 10 Stück RM. 0,65.

St. Johannes-Apotheke, Strassburg - Kronenburgerstr. 1 - Fernruf 258.58